

p.s.

DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG
NR. 43 / 08. DEZEMBER 23

Für den Zugang zu Recht für Geflüchtete.



AsyLex braucht dich!
Unterstütze uns jetzt.



ÖFFENTLICHER VERKEHR

Neue Routen für den Platzhirsch

SEITEN 14 - 15

INKLUSION

**Trotz Barrieren
nach Bundesbern**

S.16 - 17

IM GESPRÄCH

**Nachhaltigkeit
als Alibiübung?**

S.12 - 13

«RAPITO»

**Eine kolossale und
eindringliche Tragödie**

S.19

Countrymusik

Es müsste in Mitteleuropa möglich sein, das Fremde nicht reflexhaft einfach abzuknallen, sondern sich erstmal ergebnisoffen damit auseinanderzusetzen. Könnt ja sein, dass es schlauer ist als wir, und Hilfe käme jetzt in nicht grad wenigen immer dringlicher werdenden Fragestellungen doch recht gelegen. Sollten sich die Ausserirdischen, die das Kollektiv Präsidentenbalkon mit «Planet Tabu» hierzulande als existent ausgemacht hat, dann doch genauso kurzsichtig verhalten wie unsere eigene Spezies, bliebe dreissig Jahre nach Tim Burtons «Mars Attacks» immer noch die Möglichkeit, ihnen mit Countrymusik zu begegnen. Eine vierköpfige Band steht jedenfalls parat und wer Italo-schnulzen musikalisch verballhornen kann, dürfte Vergleichbares auch mit US-amerikanischem Ge-



(Bild: Sarah Brusis)

dudel hinbekommen. Womit immer noch nicht ganz klar ist, worums überhaupt geht. *froh.*

Präsidentenbalkon: «**Planet Tabu**», Fr, 8. bis Fr, 15.12., 20h, Clubraum, Rote Fabrik, Zürich. Sa, 6. bis Sa, 13.12., 20h, Central, Uster.

Geisterwelt

Im Ballettklassiker «Giselle», der auf eine Legende von Heinrich Heine zurückgeht, verliebt sich



Tiran Willemse

die titelgebende Bauerntochter in den Herzog Albrecht, der ihre Gefühle erwidert. Aber eine klassenfreie Verbindung schickt sich nicht, weshalb sich Giselle im Wahn in den Tod stürzt. Im Jenseits wird sie in die Reihen der gespenstischen Nachtwesen der Willis aufgenommen, deren Rachlust an Albert wiederum Giselles vollen Körpereinsatz bis

zum erlösenden Morgen erfordert, um ihren Geliebten zu retten. Der südafrikanische Tänzer und Choreograph Tiran Willemse nimmt den Ballettklassiker als Raster, um daran seine eigene Karriere zu spiegeln und das Ballet mit Tänzen aus Angola und Nigeria zu erweitern. Der Ankündigung gemäss geht es in «Untitled (Nostalgia, Act 3)» um das Wiedererlangen der Hoheit über den eigenen Körper, wofür nach Unterstützung in der Geisterwelt gesucht wird. *froh.*

Tiran Willemse: «**Untitled (Nostalgia, Act 3)**», Fr, 8. bis So, 10.12., 20h (So, 18h), Gessnerallee, Zürich.

Militärdiktatur

Die Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung lädt mit Thomas Grimms Dokumentarfilm «9/11 Santiago – Flucht vor Pinochet» zur politischen Matinee mit anschliessendem Gespräch. Ein halbes Dutzend Personen waren während des Putsches von General Pinochet gegen Salvador



Allendes Regierung und der Verfolgung und Vernichtung seiner Anhänger, die in eine fünfzehnjährige Militärdiktatur mündete, Kinder zwischen vier und zehn Jahren. Über die Anden oder die Mauern von ausländischen Botschaften glückte ihnen die Flucht nach Europa, wo sie als Kinder von Aktivist:innen das Kunststück eines Spagats zwischen Integration und Diasporawiderstand zu vollführen hatten. Einige migrierten nach der Rückkehr ein zweites Mal ins Ausland, andere blieben für immer hier. Gemeinsam ist ihnen die Exil-Erfahrung, die ein Menschenleben nie wieder loslässt. *froh.*

«**9/11 Santiago – Flucht vor Pinochet**», Sa, 9.12., 11h, Kino RiffRaff, Zürich. Eintritt frei. Anschl. Gespräch mit Thomas Grimm.

Bilderverbot

Leo Jud war Huldrych Zwinglis Mitstreiter, der die Zürcher Reformation, insbesondere den Bildersturm von vor 500 Jahren, wesentlich mitprägte. Ueli Greminger verfasste mit «Leo Jud trifft Hugo Ball» vor vier Jahren eine um einen heftigen Disput im Fegefeuer zwischen dem Wortstürmer Ball und dem Bilderstürmer Jud angereicherte, künstlerisch erweiterte freie Biografie, die er jetzt für den langjährigen Leiter des Theaters Winkelwiese, Stephan Roppel, dramatisiert hat. «Ballundjud» mit Vivianne Möslin und Michael Wolf wird in der

reduzierten Regiehandschrift von Stephan Roppel aller Voraussicht nach den Kern der Auseinandersetzung der zwei um die Macht des Wortes, der Hoheit einer Religion und deren Ohnmacht im Angesicht kolossaler gesellschaftlicher Umwäl-



(Bild: zVg)

zungen in einen poetischen Disput überführen und die Absurdität und Ambivalenz beider Versuche, Ordnung in die Unordnung zu bringen, einprägsam herauschälen. *froh.*

«**Ballundjud**», Di, 12. bis Do, 14.12., 20h, Theater Keller62, Zürich.

Rückgrat

Kabarettist:innen, die der Politik und das heisst zugleich auch uns Wähler:innen eine irrwitzig fundierte Standpauke des bequemen Wegduckens halten, sind seit längerem vom Aussterben bedroht, weil sich die softere Variante der Einzelunterhaltung alias Comedy in Zeiten der schwerwiegenden Aufgaben einfacher unters Volk bringen lässt. Lisa Fitz ist eine der übrigbleibenden Kämpfer:innen, die sich in ihrer langjährigen Karriere noch gar nie, auch nicht irgendwie den Mund verbieten hat lassen und die Absicht pflegt,



(Bild: Dominic Reichenbach)

diese Eigenheit weiter beizubehalten. Mit ihrem Jubiläumsprogramm zu vierzig Jahren Bühnenarbeit (oder mehr) feiert sie, so lässt der Titel vermuten, die «Dauerbrenner» der offenkundigsten Lösungsansätze für gleichbleibende Probleme, die immer wieder erfolgreich ignoriert werden. Umwelt, Migration und natürlich Rückgrat. *froh.*

Lisa Fitz: «**Dauerbrenner – das grosse Jubiläumsprogramm**», Do, 14.12., 20h, Casinotheater, Winterthur. Fr, 15.12., 20h, Kulturkarussell Rössli, Stäfa.

Zürichseeweg abseits vom Wasser und von Villen

Noch bevor der Kanton Zürich im März 2024 über die Uferinitiative abstimmt, will jetzt die Planungsgruppe Zimmerberg erneut eine Umbenennung des Seeuferwegs in «Zürichseeweg» durchdrücken.

Das sorgt für geharnischte Reaktionen bei den Initianten, zumal damit eine Teilverlegung des Wegs – weg vom Wasser und von Villen – etwa an die lärmige Seestrasse legitimiert werden soll.

Arthur Schächli

An der Gold- und Silberküste blickt man dem Abstimmungstermin vom 3. März 2024 mit besonderem Interesse entgegen. Dann entscheidet das Stimmvolk über die kantonale Ufer-Initiative und damit in einem über Jahre erbittert geführten Streit um den öffentlichen Zugang zum Zürichsee. Das vom Verein «Ja zum Seeuferweg» lancierte und auch von SP, GP, EVP und Umweltorganisationen unterstützte Volksbegehren verlangt mit einer Verfassungsänderung bis 2050 einen durchgehenden Seeuferweg am Zürichsee, der «in der Regel am Land und möglichst nahe am Ufer» geführt wird und dabei Natur und Landschaft schont. Noch bevor der Abstimmungskampf indes so richtig in die Gänge gekommen ist, prescht jetzt die linksufrige Zürcher Planungsgruppe Zimmerberg (ZPZ) vor. Mit einer alten Forderung, nunmehr vorweihnächtlich neu verpackt. Sie hat dieser Tage spezifisch für den «Uferbereich des Zürichsees» eine Teilrevision des regionalen Richtplans ins öffentliche Auflage- und Einwendungsverfahren geschickt. Mit der brisanten, wenn auch nicht ganz neuen Absicht, den Uferweg im Regionalplan in «Zürichseeweg» umzutaufen. Was auf den ersten Blick wie eine harmlose redaktionelle Textanpassung daherkommt, hätte in Wirklichkeit weitreichende Konsequenzen. Weil unter dem unverbindlicheren Begriff «Zürichseeweg» eine teilweise Verlegung des Seeuferwegs – zurückversetzt

Unter dem unverbindlicheren Begriff «Zürichseeweg» könnte eine teilweise Verlegung des Seeuferwegs – zurückversetzt vom Ufer und weg vom Wasser und von Seevillen – legitimiert werden.

vom Ufer und weg vom Wasser und von Seevillen – legitimiert werden könnte. Genau das hatten die Stimmbürger:innen aber erst im Mai 2022 im Rahmen einer bezirksweiten Referendumsabstim-



Die bisherigen Pläne sehen etwa für den Uferweg zwischen der Wädenswiler Giessen-Halbinsel (hinten) und dem Badeplatz Rothus einen Wassersteg vor. Wird daraus der «Zürichseeweg», könnten Spaziergänger:innen dort auch auf das Seestrassen-Trottoir verwiesen werden. (Archivbild: Arthur Schächli)

mung zu einer früheren ZPZ-Richtplanrevision abgelehnt. Matchentscheidend für das Scheitern der damaligen Abstimmungsvorlage war zwar der geballte Widerstand gegen eine Grossüberbauung im Grüngelände Lätten nahe der Autobahn in Adliswil. Ohne die ebenfalls massive Opposition gegen die Umbenennung des Uferweges aber wäre die knappe Nein-Mehrheit damals nicht zustande gekommen.

Blosse «Seesicht» soll genügen

Jetzt will die ZPZ die Verbannung des Wortes «Ufer» aus der Wegdefinition erneut durchboxen. Zwar spricht sie sich im nun aktuellen Revisionsentwurf grundsätzlich ebenfalls für einen «zeitnah durchsetzbaren und durchgängigen Weg» entlang des Sees und «wenn immer möglich entlang des Wassers» aus. Die «vorhandenen Gegebenheiten» würden dies jedoch nicht überall zulassen, weshalb der Weg unter dem passenderen Begriff «Zürichseeweg» dort anderweitig gleichwohl gebaut werden soll, freilich aber jeweils nicht direkt am See, sondern bloss noch mit «regelmässigen Sicht-

beziehungen» zum See, wie es im Richtplandokument nun wörtlich heisst.

Im Interesse der Seeanstösser

Infrage käme damit mancherorts als Alternative wohl realistischerweise nur ein Ausweichen auf Trottoirs entlang der vielbefahrenen Seestrasse. Dort aber würde den Fussgängern und Erholungssuchenden der Weg von wild parkierten Autos versperrt, seien sie Lärm und Gefahren ausgesetzt, protestieren die Initianten der Ufer-Initiative jetzt in einer Medienmitteilung. «Die ZPZ vertritt einmal mehr die einseitigen, unsozialen und eigennützigen Interessen weniger hoch privilegierter Grundstückbesitzer am See auf Kosten der breiten Bevölkerung und setzt sich über den Urnenentscheid vom Mai 2022 hinweg», sagt dazu Julia Gerber Rüegg, Präsidentin des Initiativkomitees. Dieses ruft die Bevölkerung des Bezirks denn auch zu entsprechenden Einwendungen auf. Die ZPZ ihrerseits verweist auf die rechtsufrige Planungsregion Pfannenstil, welche den Begriff «Zürichseeweg» schon länger verwendet.

Kein Schmürzeln bei der Berufsschule

Der Zürcher Kantonsrat bewilligte gegen die Kürzungsabsichten von SVP und FDP 79 Millionen Franken für einen Neubau der Berufsschule in Winterthur. Zudem verabschiedete er ein Gesetz, das das elektrische Verfahren bei den Steuererklärungen von Privaten vereinheitlicht.

Koni Loepfe

Zu Beginn der Ratssitzung vereidigte der Rat fünf neue Mitglieder, die für die nach Bern abgewanderten nachrutschen durften.

Die Möglichkeit, die Steuerformulare digital einzureichen, existiert für Private seit einiger Zeit. Da die Steuererhebung von natürlichen Personen Sache der Gemeinden ist, bedeutete dies, dass die Gemeinden auf mehrere Anbieter setzten, was beim Kanton zu Schnittstellen führte, die fehleranfällig sind. So war eigentlich niemand dagegen, dass es künftig nur noch eine Software für alle gibt und dass der Kanton, wenn auch im Gespräch mit den Gemeinden, diese festlegt. Das Problem dabei: wer bezahlt? In den Kommissionssitzungen gelang, wie es der Kommissionspräsident Marcel Suter schilderte, ein Kompromiss. Die bisherigen Investitionen gehen zulasten der Gemeinden, die Kosten für die neue Software übernimmt der Kanton, die Betriebskosten fallen an die Gemeinden. Man machte also faktisch halbe-halbe.

Der Kanton wollte gleichzeitig die Daten der Arbeitslosenkasse direkt zum Steueramt transferieren, sodass bei Arbeitslosenbezügler:innen die steuerliche Selbsteinschätzung ziemlich durchlöchert worden wäre. Wäre, weil alle Fraktionen dieses regierungsrätliche Vorhaben entschieden ablehnten und man sich lediglich darüber stritt, wer diesen Widerstand ansties. Es waren, auch wenn Patrick Walder dies vollmundig für die SVP beanspruchte, die Grünen gewesen, wie Jasmin Pokerschnig mit Unterstützung klarstellte.

Zu reden und in der NZZ zu schreiben gab ein Votum von Marc Bochsler (SVP). Als Treuhänder befasst er sich beruflich mit den Steuererklärungen von KMU, die keine digitale Erklärung einreichen dürfen. Faktisch spielt sich dies nach seinen glaubwürdigen Schilderungen so ab: Viele KMU führen ihre Buchhaltung digital. Für die Steuererklärung müssen sie sie auf analoge Formulare übertragen, die dann per Post ins Steueramt geschickt werden. Dort packen sie Angestellte aus, digitalisieren sie und schreddern dann die analogen Formulare. Der Schluss von Marc Bochsler: «Es profitiert nur der Briefträger.»

Nachdem Cristina Cortellini (GLP) sich ausführlich über den digital lahmen Kanton Zürich beklagt hatte, wies Harry Brandenberger (SP) darauf hin, dass auf der Traktandenliste ein überparteilicher Vorstoss stehe, der Digitalisierung bei den Steuern verlange. Dieser Vorstoss wurde dann auch prompt diskussionslos überwiesen. Mit dem Segen vom zuständigen Regierungsrat Ernst Stocker, der darauf hinwies, dass eine notwendige



Der Neubau der Berufsschule Winterthur an der Tösstalstrasse soll dafür sorgen, dass pro Tag um die 1100 Lehrlinge unterrichtet werden können. (Visualisierung: Nightnurse Images)

Standardisierung der Gemeindeautonomie Grenzen setze.

Wann soll man sparen?

Die Deponie Tägernauerholz in Gossau und Grüningen war mit einem einstimmig als erledigt abbeschriebenen Vorstoss nochmals Gegenstand einer Kurzdebatte. Insgesamt erhielt Regierungsrat Martin Neukom für seine Zurückhaltung bei dieser Deponie vor allem von Links viel Lob. Wobei Jörg Kündig (FDP und Gemeindepräsident von Gossau) und Elisabeth Pflugshaupt (SVP und Gemeinderätin von Gossau) den Frieden etwas störten, wie sie sich ausdrückten. Sie finden immer noch, dass die Gemeinde Gossau mit drei Deponien zu viele erhalte, auch wenn man nun davon ausgehen könne, dass die Deponie Tägernauerholz später als vorgesehen in Betrieb genommen werde. Regierungsrat Martin Neukom bestätigte dies. Er wies darauf hin, dass keine Gemeinde freiwillig eine Deponie auf sich nehme und Tägernauerholz seit 2009 im Richtplan eingetragen sei und dass die Möglichkeit des Gebrauchs in Zukunft immer noch bestehe. Die kurze Diskussion zum Tiefenlager für radioaktive Abfälle brachte keine neuen Erkenntnisse.

Die Berufsschule Winterthur, die vor allem Lehrlinge im Detailhandel und in den sozialen Berufen ausbildet, verteilt sich in Winterthur auf sieben Standorte und platzt wegen der steigenden

Nachfrage bald aus allen Nähten. Ein Neubau an der Tösstalstrasse soll dafür sorgen, dass pro Tag um die 1100 Lehrlinge unterrichtet werden können, was der Schule zu einer Kapazität von 5000 Schüler:Innen verhilft. Der Standort und auch das Projekt waren unbestritten und erhielten sogar allseitig Lob. Der Preis von 79 Millionen Franken war aber vor allem der SVP und der FDP zu hoch. Mit Stichentscheid der Präsidentin Barbara Franzen (FDP) empfahl die zuständige Kommission eine Kürzung um 5 Prozent, also um 3,7 Millionen Franken. «Ausgerechnet bei den Berufschüler:innen wollt ihr sparen», empörte sich nicht nur Theres Agosti (SP). Das Problem bei der Kürzung, das fast alle Gegner:innen ansprachen, war der Zeitpunkt der Kürzung, der vor allem zu neuen Ausgaben führe. Eine Kürzung in diesem Ausmass verlangt neue Projektierungen und führt damit zu einem beachtlichen Zeitverlust. In dieser Zeit laufen die bestehenden Mietverträge weiter, was auch zu Mehrkosten führt. Simon Vlk (FDP) führte aus, dass auch die Finanzkontrolle moniert habe, die Kosten pro Schulzimmer seien im Vergleich mit anderen Schulhäusern hoch. Martin Neukom hielt fest, dass die Methode, das Gleiche einfach billiger zu erhalten, nicht gehe. Wenn schon, müsste man etwa einen Stock kürzen. Mit 94:76 (SVP, FDP) Stimmen wurde die Kürzung abgelehnt, in der «Schlussabstimmung» enthielten sich die SVP und ein Teil der FDP.

Private Beziehungen und viel Wind

Der Zürcher Gemeinderat befasste sich unter anderem mit dem städtischen Personal und mit der Windenergie.

Nicole Soland

Um den öffentlichen Verkehr (siehe auch Seiten 14 und 15) ging es zu Beginn der Sitzung des Zürcher Gemeinderats vom Mittwochabend, und zwar in Form einer gemeinsamen Erklärung der SP- und GLP-Fraktionen mit dem Titel «Höhere Preise und tiefere Leistungen beim öffentlichen Verkehr». Sven Sobernheim (GLP) sprach von einem «schlechten Deal» und davon, dass sich obendrein die Angestellten über schlechter werdende Arbeitsbedingungen und gesundheitliche Beschwerden beklagten. «Weder der freisinnige Chef der VBZ, Michael Baumer, noch die freisinnige Volkswirtschaftsdirektorin Carmen Walker Späh, welche dem ZVV vorsteht, stehen hin. Sie beschränken sich augenscheinlich auf eine aus ihrer Sicht nachteilige Lärmschutzmassnahme aka Tempo 30 als Hauptursache», hielt er fest.

Stadtrat Baumer hielt zum Angebotsabbau fest, es sei besser, wenn im Fahrplan stehe, dass ein Tram abends nur im 15-Minuten-Takt verkehre und das dann auch so sei, als wenn tagsüber immer mal wieder ein Kurs ausfalle. In einer persönlichen Erklärung sprach sich Patrik Maillard (AL) dafür aus, dass keine geflüchteten Menschen in «Zivilschutzbunkern» leben müssten – dies aus Anlass der geplanten Unterbringung von 90 Personen, darunter Frauen und Kinder, in der Zivilschutzanlage an der Turnerstrasse im Kreis 6. Eine Petition, die eine möglichst rasche oberirdische Unterbringung fordere, hätten in kürzester Zeit viele Menschen aus dem Quartier unterschrieben, fügte er an.

Erneut zu reden geben wird bald auch das Josef-Areal (P.S. berichtete): Die Fraktionen von AL, Grünen, GLP, SP und Mitte/EVP reichten am Mittwoch eine Motion ein. Sie beauftragten den Stadtrat damit, dem Gemeinderat eine Teilrevision der Bau- und Zonenordnung für das Josef-Areal vorzulegen – «beispielsweise eine Umzonung in eine Zentrumszone 6». Dies, damit «zusätzlich zu Alterswohnungen auch gemeinnützige Wohnungen und Gewerberäume mit ausreichendem Grün- und Freiraum realisiert werden können». Zudem soll die Josefstrasse vor dem Areal in eine Freihaltezone umgezont werden.

Am Donnerstagmorgen verschickten die genannten Fraktionen auch noch eine gemeinsame Medienmitteilung: «Neben den schon bisher geplanten Nutzungen (Alterszentrum, Alterswohnungen, Schwimmbad, Werkhof, Heizzentrale) sollen auch mindestens 300 Wohnungen auf dem Areal realisiert werden. Dabei ist besonders auf eine quaterverträgliche Ausgestaltung sowie einen hohen Anteil von attraktiven Grün- und

Freiräumen zu achten. Dazu soll auch die Josefstrasse in die Überlegungen für mehr Grün- und Freiraum einbezogen werden.» Man darf gespannt sein, wie es weitergeht...

Neue Meldepflicht

Die Vorlage mit dem sperrigen Titel «Human Resources Management, Teilrevision der Verordnung über das Arbeitsverhältnis des städtischen Personals sowie der Verordnung über das Arbeitsverhältnis des Lehr- und Therapiepersonals der städtischen Volksschule betreffend Vermeidung von Interessenkonflikten bei privaten Beziehungen» soll «Klarheit schaffen, unter welchen Voraussetzungen private Beziehungen unter Angestellten gegenüber der Arbeitgeberin zu melden sind». Mit der Teilrevision wird zudem eine Motion aus dem Jahr 2019 von Roger Bartholdi und Bernhard im Oberdorf (beide SVP) erfüllt. Den Anstoss zu dieser Motion wiederum gab die damalige Ombudsfrau Claudia Kaufmann, die in ihrem Bericht zum Jahr 2018 die persönlichen Beziehungen am Arbeitsplatz thematisiert und Handlungsbedarf festgestellt hatte.

Im Bericht hiess es dazu unter anderem: «Wir haben in den vergangenen Jahren die Tendenz festgestellt, dass immer häufiger Verwandte, Verschwägerter, Partnerinnen und Partner, Freundinnen und Freunde nicht nur im gleichen Departement, sondern vermehrt auch in der gleichen Behörde, in der gleichen Verwaltungsabteilung oder gar im gleichen Team tätig sind. Besonders problematisch ist, wenn die nahe Beziehung bereits zu Beginn des Arbeitsverhältnisses besteht. Loyalitätskonflikte, Interessenkollisionen, der Vorwurf der Klüngelei und Parteilichkeit, mangelnde Trennung von Privatem und Beruflichem, fehlende Transparenz, zu grosse Nähe oder Spannungen im Team sind die naheliegendsten Stichworte dazu.» Der Gemeinderat hatte die Motion am 1. Juli 2020 behandelt (siehe P.S. vom 3. Juli 2020).

«Ein Vollzugsproblem»

Angestellte sollen künftig eine private Beziehung zu anderen Angestellten melden, wenn sie zueinander in einem Hierarchie- oder Abhängigkeitsverhältnis stehen, wenn sie gemeinsam Entscheide vorbereiten oder fällen oder wenn sie eine ein- oder gegenseitige Kontrolle ausüben. Als private Beziehung gelten Verwandtschaft oder Verschwägerung, eingetragene Partnerschaft, Ehe, Verlobung, faktische Lebensgemeinschaft sowie Adoptiv-, Stief- oder Pflegekindverhältnis.

Die Mehrheit fand, die Vorlage sei «ein guter Kompromiss», wie es Hans Dellenbach (FDP) ausdrückte. Dagegen waren die Grünen. Luca Maggi führte unter anderem aus, dem «Kern» der Verordnung werde schon auf kantonaler Ebene ausreichend Rechnung getragen: «Was jetzt vorliegt,

«Das Paradebeispiel eines Interessenskonflikts ist die klassische Affäre, und die wird wohl kaum jemand melden.»

Luca Maggi, Grüne

bringt keinen Mehrwert.» Seine Fraktion habe schon bei der Überweisung der Motion darauf hingewiesen, dass man es hier nicht mit einer Gesetzeslücke zu tun habe, sondern mit einem Vollzugsproblem. In der Vorlage werde «nur das Offensichtliche» geregelt, was aber kein Vorwurf sei: «Es lässt sich auch nicht mehr regeln.» Das Paradebeispiel eines Interessenskonflikts sei die klassische Affäre, fügte Luca Maggi an, «und die wird wohl kaum jemand melden...». Die Vorlage geht nun an die Redaktionskommission, die Schlussabstimmung folgt in ein paar Wochen.

Wind vs. AKW

Zum Schluss der Sitzung gab die Windenergie ausgiebig zu reden (siehe dazu auch Seite 7): Mit einem Postulat forderten Florian Blättler (SP) und Sebastian Vogel (FDP) einen «Bericht betreffend Erzeugung von 1,5 Terawattstunden elektrischer Energie aus Windanlagen in der Schweiz bis 2050 durch das EWZ».

Dazu nur soviel: Mehrere SVP-Vertreter sangen das hohe Lied der AKW, ohne die es angeblich nicht gehe. Von der FDP-Fraktion meldete sich niemand zu Wort. FDP-Stadtrat Baumer erklärte, die Postulanten würden mit diesem Vorstoss nicht bloss offene Türen, sondern grosse offene Scheunentore einrennen. Und Florian Blättler lieferte das perfekte Schlusswort: Die Kernkraft habe an der weltweiten Stormproduktion «selbst in ihren Hoch-Zeiten» nie einen Anteil von mehr als fünf Prozent gehabt. Die Windenergie jedoch werde die Fünf-Prozent-Marke spätestens 2025 überschreiten. Mit 99 gegen 12 Stimmen (der SVP) überwies der Rat das Postulat.

FORUM

Wie wäre es, wenn Sie in einem unterirdischen Bunker leben müssten?

In der unterirdischen Zivilschutzanlage an der Turnerstrasse sollen nun Flüchtlinge untergebracht werden, auch Familien und allein reisende Frauen mit Kindern. In einem der reichsten Länder der Welt sollte es doch möglich sein, in kurzer Zeit Wohncontainer für Flüchtlinge bereit zu stellen. Laut Baugesetz sind Wohnungen im Untergrund nicht erlaubt. Jeder Wohnraum muss ein Fenster haben. Die Fensterfläche eines Raumes muss mindestens 10 Prozent der Bodenfläche betragen, lernten wir früher. Als Mitarbeiter von Pfarrer Sieber wohnte ich im Sommer 1968 einige Monate im Bunker am Helvetiaplatz. Damals konnten Obdachlose in dieser Luftschutzanlage aus dem Zweiten Weltkrieg wohnen. René der Koch sorgte dafür, dass alle die wollten am Morgen, am Mittag und am Abend etwas zu essen bekamen. Das Essen war gut. Den Bewohnern des Bunkers war es erlaubt, auch tagsüber dort zu bleiben, was sehr gut war. Die meisten Leute am Helvetiaplatz arbeiteten damals, auf dem Bau, als temporäre Verlagerer beim Güterbahnhof, als Kabelzieher. In der städtischen Notschlafstelle im Luftschutzkeller unter dem City-Hallenbad mussten die Obdachlosen damals tagsüber raus, was leider auch heute noch in einigen Notschlafstellen der Fall ist. Wie wäre es für Sie, wenn Sie tagsüber ihre Wohnung verlassen müssten und dann irgendwo in einer SBB-Wartehalle, einer Bibliothek, in einem Park, in einem Restaurant den Tag verbringen müssten? Wie wäre es, wenn Sie als Flüchtling in einem unterirdischen Bunker leben müssten?

Heinrich Frei, Zürich

IN KÜRZE

Lärm und PR

Die jährliche Medienorientierung zum Flughafen mit Regierungsrätin Carmen Walker Späh und wechselnder Begleitung (diesmal Alex Bristol von der Skygarde und Oliver Buchhofer von der Swiss) geriet diesmal zur PR-Veranstaltung für die Pistenverlängerung, die am 3. März zur kantonalen Abstimmung kommt.

Zunächst zum Fluglärmindex, der auch im Jahr 2022 mit gut 43 000 vom Lärm betroffenen Personen unter der Limite von 47 000 Betroffenen blieb. 26 000 Personen wurden tagsüber zu sehr belastigt, 16 900 in der Nacht. Dass der zulässige Wert nicht wie in den Jahren vor der Pandemie deutlich übertroffen wurde, liegt für das Jahr 2022 auch daran, dass die ersten drei Monate noch von der Pandemie geprägt waren. Aber es hängt auch damit zusammen – und das betonte Regierungsrätin Carmen Walker Späh mehrmals –, dass die Flugzeuge leiser werden. Es ist möglich, dass auch 2023 der ZFI eingehalten werden kann und dass die jährlichen Steigerungen der Jahre vor 2019 in dem Masse nicht mehr eintreten werden. Falls

man eine Belästigung von gegen 50 000 Personen als zumutbar einstuft, kann man sagen, dass die Verantwortlichen den Fluglärm halbwegs im Griff haben.

Der Flughafen wird von der Regierung im Bericht auch als Eigner beurteilt und hier fällt die Beurteilung sehr gnädig aus. Die internationalen Schwierigkeiten werden sehr hoch eingestuft, der Eigenanteil daran möglichst tief eingeschätzt. Es ist keine Frage, dass die Verlängerung der Pisten 28 und 32 den Betriebsablauf dank weniger Kreuzungen vereinfachen würden. Die derzeitigen Schwierigkeiten mit der Pünktlichkeit und vor allem mit der Kundenunfreundlichkeit bei der Abfertigung hat damit indes sehr wenig zu tun. Es wurde in der Pandemie zu viel Personal abgebaut, der Aufschwung nach der Pandemie stark unterschätzt. Natürlich ist diese Feststellung nachträglich einfach, aber man sollte trotzdem zu den Managementfehlern stehen und nicht stets auf Streiks oder unerwartete Reiselust als Ursache verweisen. Und was das Pistensystem betrifft: Die Kapazität wird nach dem besten System (der Nordausrichtung) festgelegt, obwohl diese Ausrichtung oft nicht geflogen werden kann. Es gibt auch mehr Sicherheit mit einer realistischeren Kapazität und nicht nur mit verlängerten Pisten. *kl.*

Alterswohnungen Thurgauerstrasse

Bis 2032 will die Stadt Zürich zusammen mit der Stiftung Alterswohnungen (SAW) auf dem Areal Thurgauerstrasse in Seebach neue Alterswohnungen und ein Gesundheitszentrum bauen. Das verkündet sie per Medienmitteilung am Mittwoch. Für die Projektierung beantragt der Stadtrat dem Gemeinderat 14,4 Millionen Franken. Damit soll auf dem Areal Thurgauerstrasse, das «eine der letzten grossen städtischen Baulandreserven» darstellt und in den kommenden Jahren zu einem neuen Quartier mit Wohnungen, Gewerbe, Quartierräumen, einer Schulanlage – und eben Alterswohnungen – transformiert wird, auf 5000 m² ein 70 Meter hoher Neubau entstehen. Das Projekt betrifft den südlichen Teil des Areals zwischen Thurgauer-, Eisfeld- und Grubenackerstrasse. Den Neubau teilen sich die SAW und das Gesundheitszentrum für das Alter: Es gibt Räume zur gemeinsamen Nutzung auf den unteren Etagen, 96 Einzerräume für Bewohner:innen mit mittlerem bis hohem Betreuungsbedarf im Gesundheitszentrum darüber sowie 130 Alterswohnungen in den oberen Geschossen. Der überwiegende Anteil der Alterswohnungen sind 1.5- und 2-Zimmer-Wohnungen, etwa 20 Prozent sind 2.5-Zimmer-Wohnungen. Weil mehrere Wohnbereiche auf die Bedürfnisse von Menschen mit Demenz ausgerichtet sein sollen, beinhaltet das Bauvorhaben auch geeignete Aussenräume, sogenannte Demenzgärten. Auch der Öffentlichkeit zugängliche Räume wie ein Mehrzweckraum mit Bühne sowie ein Restaurant mit Aussenterrasse sind geplant, der Altersstrategie 2035 entsprechend ist das Gesund-

heitszentrum aber ohnehin zur Förderung sozialer Durchmischung für die Öffentlichkeit zugänglich. Es steht allerdings noch ein Architekturwettbewerb und die Ausarbeitung des Bauprojekts bis Frühling 2027 an. Für die Stadt fallen diesbezüglich Kosten von 8,7 Millionen zulasten der Stadt an – gemäss der vorläufigen Kostenaufteilung mit der SAW, wobei diese bereits bewilligte 5,7 Millionen bezahlen muss. Der Antrag des Stadtrats zur Projektierung von 14,4 Millionen umfasst den städtischen Anteil, eine Eventualverpflichtung, falls es zum Projektabbruch kommen würde (die Stadt würde in diesem Fall die bereits angefallenen Kosten der SAW übernehmen) sowie Reserven. *sca.*

Erwerb in Seebach

Die Stadt Zürich konnte ein rund 35 000 m² grosses Gewerbeareal in Zürich-Seebach im Bieterverfahren für 140 Millionen Franken erwerben. Das kommuniziert der Stadtrat in einer Medienmitteilung von vorgestern Mittwoch. Das Grundstück bietet der Stadt längerfristig gute Entwicklungsmöglichkeiten, das Quartier Zürich-Seebach soll damit gestärkt werden. Knapp ein Drittel des Areals liegt in der Wohnzone, der Rest in der Industrie- und Gewerbezone. Die Stadt Zürich kann auch auf Anfrage bei Liegenschaften Stadt Zürich noch nicht verraten, um welches Areal es sich handelt. Sobald alles in trockenen Tüchern ist, respektive die Bürokratie um den Grundbucheintrag erledigt ist, dürfte auch klar sein, wo die neue Akquisition ist. Bekannt ist nur: Es handelt sich um ein Areal mit vielen Bauten aus den 1960er-Jahren in durchschnittlichem bis gutem Zustand. Auch die Verkehrsanbindung sei gut. Heute nutze die Eigentümerschaft als Betriebsstandort, einige Gebäude sind an Dritte vermietet. An den derzeitigen Büro- und Gewerbebenutzungen auf dem Areal soll sich vorderhand nichts ändern. Die Eigentümerschaft mietet das Areal bis 2030 zurück. *sca.*

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung, Auflage: 2450 Ex.

Herausgeber: P.S. Verlag, Hohlstr. 216, 8004 Zürich

Druck: CH Media Print AG, St. Gallen.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.), Tel. 044/241 07 60 (Politik), Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241 07 60 (Politik/Produktion), Thierry Frochoux (froh.), Tel. 044/240 44 25 (Kultur/Produktion), Tim Haag (tim.) (Volontariat).

Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel. 044/241 06 70, Peter Weishaupt (pw./Korrektorat), Hans Steiger (haste), Tobias Gerosa (tg.), Arthur Schächli (as.), Hermann Koch (hk.), Matthias Erzinger (me.), Angela Bernetta (net.), Roxane Steiger (rst.), Sergio Scagliola (sca.).

Inserate/Abos: Anna Hug, Iris Wehrli, Tel. 044/241 07 60. anzeigen@pszeitung.ch, aboservice@pszeitung.ch.

redaktion@pszeitung.ch, www.pszeitung.ch, PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999 wöchentlich

Abopreis: Fr. 230.– (Gönner:innen: ab 300.–), enthält 10 x jährlich die Musikzeitung LOOP. Separat-Abos: 33.–, www.loopzeitung.ch

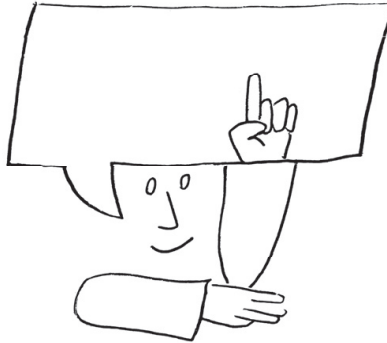
...und auch in Affoltern

Ähnliches, wenn auch im kleineren Rahmen, spielt sich im benachbarten Quartier ab. In einer Medienmitteilung vom Mittwoch kommuniziert der Stadtrat, dass die Stadt Zürich in Zürich-Affoltern ein Mehrfamilienhaus mit 12 Wohnungen für 12,22 Millionen Franken erwerben konnte – ein Nachbarhaus einer bestehenden städtischen Wohnüberbauung in der Nähe des Zehntenhausplatzes. Damit verspricht sich die Stadt, die künftigen baulichen Möglichkeiten zu verbessern, weil der städtische Grundbesitz vor Ort die Grösse für eine Arealüberbauung erreicht, die eine höhere Ausnutzung zulässt. Beim Erwerbsobjekt handelt es sich um ein Gebäude in gutem Zustand mit Baujahr 1954, über die Jahre wurden diverse Unterhaltsarbeiten ausgeführt. Die 12 Wohnungen des vollvermieteten Wohnhauses können somit «bis auf Weiteres» ohne zusätzliche Investitionen weitervermietet werden. *sca.*

Kompromiss beim Kesselhaus

Vor gut einem Jahr besetzten Aktivist:innen das ehemalige Kesselhaus des Elektrizitätswerks der Stadt Zürich (EWZ). Und vor zwei Monaten gleich noch einmal. Ihre Forderung, dem alten Fabrikgebäude neues Leben einzuhauchen, schlug die Stadt beide Male ab und liess das Haus zwischen oberem und unterem Letten jeweils nach kürzester Zeit räumen. Die Begründung: Das Kesselhaus sei einsturzgefährdet. Die Massnahmen, die für einen sicheren Betrieb mit Publikum erforderlich wären, seien zu umfangreich, heisst es in einer gemeinsamen Medienmitteilung von Immobilien Stadt Zürich und Quartierverein Wipkingen vom Dienstag. Nun präsentiert die Stadt aber eine Alternative: Der unmittelbar an das Kesselhaus anschliessende Burrishopf soll bis 2027 (dann will das EWZ im Schopf eine Energiezentrale erstellen) zwischen-genutzt werden können. Hier beschränken sich die Instandsetzungsarbeiten gemäss Medienmitteilung auf «kleinere Anpassungen zum Ausgleich der Traglast, auf die Sicherung von Brüstungen und auf die Verschiebung des Zufahrtstors». Was genau in der 700m² grossen Halle passieren soll, soll das Quartier entscheiden. Der Quartierverein Wipkingen sammelt dazu auf seiner Website (www.wipkingen.net) ab sofort und bis Ende Januar Ideen. Der Zuschlag soll bis Ende Februar 2024 erfolgen. Wie auf der Website zu lesen ist, stehen selbstorganisierte, kulturelle und politische Veranstaltungen sowie Selbsthilfwerkstätten im Fokus. Möglich ist also vieles – aber nicht alles. Vor allem keine Eventhalle für laute Konzerte, schreibt der Quartierverein. Ausserdem sei die Infrastruktur im Burrishopf minimal: «Der grosse Raum ist ungeheizt, das Dach ist nicht isoliert. Im Sommer könnte es darum für eine Nutzung zu heiss werden. Es sind keine WC-Anlagen vorhanden.» Zusätzlich soll ein Verein gegründet werden, der die verschiedenen Nutzungen koordiniert. Bis dieser Verein flügge ist, übernimmt der Quartierverein Wipkingen die Leitung. *tim.*

KOMMENTAR



Lasst sie schreien!

In ihrer Medienmitteilung vom Montag freut sich die SVP des Kantons Zürich darüber, dass der Regierungsrat «Windkraftpotenzialgebiete nicht in die Richtplanrevision 2022» aufnehme: «Der Widerstand der betroffenen Bevölkerung und die ablehnende Haltung verschiedener Vertreter:innen der Mitte, FDP und SVP gegenüber Windkraftanlagen zeigt Wirkung.» SVP-Fraktionschef Tobias Weidmann wird zitiert: «Die SVP steht Windkraftanlagen im Kanton Zürich kritisch gegenüber, insbesondere wenn die negativen Auswirkungen von Windkraftanlagen den minimalen Energieertrag stark überwiegen.»

Der Regierungsrat hatte am letzten Freitag eine Medienmitteilung verschickt, in der es heisst, dass die Teilrevision 2022 des kantonalen Richtplans nun öffentlich aufliegt, und zwar bis am 15. März 2024. «Zum Thema Windenergie sind zusätzliche Abklärungen bezüglich der Auswahl der Eignungsgebiete erforderlich. Die öffentliche Auflage dieser separaten Richtplanvorlage erfolgt zu einem späteren Zeitpunkt», schreibt er weiter. Brauchen zusätzliche Abklärungen wirklich wegen des «Widerstands der betroffenen Bevölkerung» und der «ablehnenden Haltung» von bürgerlichen Politiker:innen mehr Zeit? An der Medienkonferenz vom 7. Oktober 2022, an der Baudirektor Martin Neukom über die Windenergiepläne des Kantons Zürich informierte, erwähnte er den damals bereits gestarteten «Winddialog» mit den Gemeinden und sprach von der «wohlwollenden Stimmung» an einem Anlass mit 70 Gemeindevertreter:innen (siehe P.S. vom 14. Oktober 2022). Gleichtags verschickten die im Verein Freie Landschaft Zürich organisierten Windkraftgegner:innen eine Mitteilung mit dem Titel «Grossangriff auf Bevölkerung, Natur und Landschaft des Kantons Zürich». Seither haben die Windkraftgegner:innen an Gemeindeversammlungen über Mindestabstände zu nicht existierenden Windrädern abstimmen lassen, obwohl die

Gemeinden solche Abstände gar nicht verfügen können (siehe P.S. vom 13. Oktober 2023). Bei jeder Gelegenheit betonen sie die «negativen Auswirkungen» und den «minimalen Energieertrag». Der Kanton geht übrigens von einem Jahresertrag von geschätzten 800 Gigawattstunden aus, wie dem Grundlagenbericht Windenergie Kanton Zürich vom 21. Dezember 2022 zu entnehmen ist. 800 Gigawattstunden pro Jahr gleich acht Prozent vom Jahresstrombedarf, oder anders gesagt: Strom für 170 000 Haushalte. Ist das «minimal»? Ich vermute, dass es der SVP und den Windkraftgegner:innen nicht so wichtig ist, wieviel Strom erzeugt wird oder wie wenig Lärm solche Anlagen verursachen. Denn ausser möglichst vielen Metern Abstand finden sich kaum Zahlen oder Fakten in ihren Mitteilungen, dafür dies: Windräder haben negative Auswirkungen, und der Energieertrag ist gering. Woran erinnert mich das bloss? Genau!, an das Mantra «es kommen zu viele, und es kommen die Falschen»... Es geht offensichtlich nicht darum, irgendein real existierendes Problem zu lösen oder auf real existierende Sorgen von Menschen einzugehen, sondern darum, dagegen zu sein – oder dafür. Gegen Windkraft, für neue AKW, zum Beispiel. Ist wirklich die ganze betroffene Bevölkerung im Kanton Zürich «gegen Windräder»? Wohl kaum – aber so geht es natürlich nicht, wo kämen wir da hin? Die SVP weiss bekanntlich am besten, was «das Volk» will! Wenn es also mal nicht will, dann sind einfache Formeln angebracht, die so oft wiederholt werden, bis es alle (oder zumindest die an der Urne benötigte Mehrheit) begriffen haben: Windräder sind laut und bringen nichts. Erneuerbare Energien reichen nicht, wir brauchen jetzt neue AKW. Windräder sind laut und... bitte täglich mehrmals wiederholen! Erst unter Gleichgesinnten, dann im «Tagi», der NZZ, dem Fernsehen...

Das Fiese an solchen Kampagnen liegt auf der Hand: Wer immer sich die Mühe macht, Fakten und Gegenargumente zu sammeln, hat schon verloren. Denn es geht ja nicht um Fakten, sondern darum, dass jene, die im Mai 2017 gegen das AKW-Neubauverbot waren – SVP, Atomlobby, Windkraftgegner:innen – ihre Niederlage nicht akzeptieren wollen. Sie geben keine Ruhe, bis sie den aus ihrer Sicht falschen Entscheid von damals gekehrt haben. Was hilft dagegen? Am besten wohl der gute alte Durchzug: Lasst die Schreihälsa schreien... Und wer trotz allem auf Weltuntergang steht, kann natürlich gern darauf warten, dass die AKW, die wir jetzt angeblich so dringend brauchen, in 20 oder 30 Jahren parat sind. Nicole Soland

Lösungswort Novemberrätsel: PRESSEFREIHEIT

Waagrecht: 7. LOKALANAESTHESIE 11. SELBSTMEDIKATION 18. BIRKEN 20. JOSEF 21. LIDO 22. Birken ZEISIG 23. EREILEN 24. REM 25. ETE franz. Sommer 26. EFTA 27. EOSIN 30. OTIS Redding, Elevator Company 31. RAMBLA 33. LOSS engl. Verlust 24. TOI Toi-Toilette 35. RHEUMALIGA 36. BT MAIS 38. ZAUN 39. ELEN 40. EUSEBIO 42. NEG 43. NSU 44. DUFTMARKE

Senkrecht: 1. POLIZEIHUND 2. MASKIERUNG 3. Play it again SAM 4. REISETAGE Reis-Etage 5. HEILLOS 6. KIND Rind 7. LEBERTRAN 8. NEIGE franz. Schnee 9. TAFELOBST Saft lobte 10. SOIE franz. Seide 12. BREMSEN 13. TESTAMENT 14. DORFLINDE 15. KERALA 16. TRIESTE 17. HORNISS 19. NIEMALS 28. STAIRS engl. Treppe 29. JOJO -Effekt 32. BLEU Trikotfarbe 37. MBA 41. UFO

Je zwei Kinobillette für Sophia Coppolas «Priscilla» (Filmstart am 26.12.23) gewonnen haben: Ursula Bosshard, Obfelden und Sandro Lunin, Zürich.
www.filmcoopi.ch

Zwei Eintrittskarten für frei wählbare Daten/Vorstellungen im Maxim Theater Zürich gewonnen haben Fredi Murbach/Doris Homberger, Wald.
www.maximtheater.ch



P.S. am Bildschirm

SECHS WOCHEN NACH ERSCHEINEN IST P.S. ALS INTEGRALES PDF ONLINE EINSEHBAR.

PSZEITUNG.CH/ARCHIV

OPER THEATER KONZERT

Werben auch Sie hier für Ihre Veranstaltung:
kulturmagnet.live

OPERNHAUS ZÜRICH

044 268 66 66, opernhaus.ch

Fr 08. Dez., 19.00, Opernhaus

Walkways

Ballett mit Choreografien von Wayne McGregor, Cathy Marston und Jerome Robbins

Sa 09. Dez., 19.00, Opernhaus

Walkways

Ballett mit Choreografien von Wayne McGregor, Cathy Marston und Jerome Robbins

So 10. Dez., 19.00, Opernhaus *Premiere*

Platée

Oper von Jean-Philippe Rameau

THEATER

SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

044 258 77 77, schauspielhaus.ch

Fr 08. Dez., 18.00, Schiffbau-Box. **The**

Ozard of Wiz. 20.00, Pfauen. **Liebes Arschloch** von Virginie Despentes

Sa 09. Dez., 15.15, Schiffbau-Foyer

enterspaces: BIPoC zu Besuch bei The Ozard of Wiz. 16.00, Schiffbau-Box. **The Ozard of Wiz.** 20.00, Pfauen. **Liebes Arschloch** von Virginie Despentes. 21.30, Schiffbau-Matchbox. **Offene Bühne**

So 10. Dez., 11.00, Pfauen. **SOS Mediterranée** Benefizmatinee. 15.00, Pfauen. **Liebes Arschloch** von Virginie Despentes

THEATER AM HECHTPLATZ

044 415 15 15, theaterhechtplatz.ch

Fr 08. - So 17. Dez., Mi-Sa 19.30 / So 18.00. **Helga Schneider**

Mi 20. - Sa 23. Dez., Mi-Sa 19.30. **Duo Calva**

Di 26. - So 31. Dez., Di-Fr 19.30 / Sa & So 17.00. **Michael Elsener**

THEATER RIGIBLICK

044 361 80 51, theater-rigiblick.ch

Fr 08. Dez., 20.00. **To the Dark Side of the Moon** Mit Daniel Rohr, Eriko Kagawa und dem Galatea Quartett

Sa 09. Dez., 20.00. **Eine Art Liebeserklärung** Monolog mit Katharina von Bock

So 10. Dez., 18.00. **Duke Ellington's Nussknacker Suite** Mit Klaus Henner Russius u. Zurich Jazz Orchestra

Mo 11. Dez., 20.00. **Hiob - Geschichte eines einfachen Mannes** Rigiblick & Friends mit Jaap Achterberg und Franco Mettler

Di 12. Dez., 20.00. **Tribute to Prince** Mit Luisa Wolf, Romeo Meyer, Freda Goodlett, Nina Attal, Andreas Lareida u.a.

Mi 13. Dez., 20.00. **Tribute to The Greatest Soul Divas** Mit Tanja Dankner, Freda Goodlett, Nysisna Swerissen, Rislane El Harat, Pepe Lienhard, Romeo Meyer u.a.

Do 14. Dez., 20.00. **I Hired a Contract Killer**

Krimikomödie nach Aki Kaurismäki. Mit Hanna Scheuring, Silvester von Hösflin, Sebastian Krähenbühl u.a.

Fr 15. Dez., 20.00. **Azzurro** Mit Daniel Rohr und Dietmar Loeffler

KONZERT

TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH

044 206 34 34, tonhalle-orchester.ch, Tonhalle Zürich

Fr 08. Dez., 19.30, TZ
Marek Janowski Leitung **James Ehnes** Violine
Pablo Ferrández Violoncello
Brahms, R. Schumann

So 10. Dez., 11.15 / 14.15, TZ
Weihnachtssingen Die schönsten Weihnachtslieder zum Mitsingen

Mo 11. Dez., 19.30, TZ
Série jeunes Johan Dalene, Violine;
Peter Friis Johansson, Klavier
Tschaiakowsky, Ravel, Franck

Kontext zur Klimakonferenz

Nochmals? Ich tat meine Meinung in einer kleinen Zeitschriftenschau schon im Vorfeld kund: Dass die nun mit Rekordbeteiligung laufende UN-Klimakonferenz in der protzenden Metropole der Ölförderländer stattfindet, sei eine symbolische Kapitulationserklärung. Die fossile Fortschrittlichkeit werde hier nicht enden und das 2015 in Paris proklamierte Reduktionsziel nicht erreicht.

Doch ich sähe mein Vor-Urteil gern widerlegt, verfolge das Geschehen in Dubai gebannt und missachte damit den eigenen Rat, sich besser auf das konkrete Handeln vor Ort zu konzentrieren, weil auf lokaler Ebene eher Erfolge zu erreichen und Alternativen sichtbar zu machen seien. Aber inzwischen ist in Basel die erste der exemplarisch angeführten «Stadtklima»-Initiativen unerwartet deutlich gescheitert. Ob die Resultate in Winterthur und Zürich besser ausfallen? Immerhin scheint «umverkehrt» zuversichtlich, vor Weihnachten die Unterschriften «gegen den ewiggestrigen Autobahnausbau» zusammenzubringen. Umfragen lassen danach eine schwierige nationale Referendumsabstimmung erwarten. Auf allen Ebenen scheint der Stopp des verhängnisvollen Trends nun wieder fraglich, obwohl die Dringlichkeit steigt.

«Wie oft komme ich mir in dieser Welt verloren vor, wenn ich zu Fuss oder mit dem Fahrrad unterwegs bin und von der fossil betriebenen Mobilität zugehörnt werde», lese ich im Bändchen, das mir als präzise passende Lektüre für diese Tage in die Hand kam: «Zeitkollaps» von Boris Previšić. Der an der Uni Luzern als Professor für Literatur- und Kulturwissenschaften wirkende Autor kennt und benennt in seinem im besten Sinn weitschweifenden Essay das Ohnmachtgefühl angesichts der dramatischen Lage. Die von einer

Klar ist einzig, dass sehr rasch sehr viel geschehen und die Alternative radikal sein muss.

eigentlich kleinen Minderheit der Weltbevölkerung ausgelöste Klimadynamik wird beim Erreichen mehrerer Kippunkte unberechenbar und es drohen «Garanten unserer Lebensgrundlagen wegzubrechen». Allein schon das Artensterben ist tragisch rasant; durch geologisch wirksame Faktoren bekommen die Veränderungen erdgeschichtliche Dimensionen. Wie all das allen verständlich erklären? Wie die Alternativen dazu beschreiben, damit endlich ein adäquates Handeln folgt?

Der als Bauernsohn und Musiker spürbar vielseitig geprägte Verfasser versucht es. Er verknüpft die Erkenntnisse der Klimaforschung mit unterschiedlichen Lösungsansätzen, ohne sich auf einen – etwa den wiederholt angeführten «ökomodernistischen» – zu fixieren. Klar ist einzig, dass sehr rasch sehr viel geschehen und die Alternative radikal sein muss. Das geht nicht ohne Kompromisse. Und «das mit Verve verfasste Übereinkommen von Paris» war ein Kompromiss. Es brachte in seinem «schwammigen Juristen-Jargon» zum Teil konträre Positionen und Ideologien zusammen, «um vielleicht gerade dadurch den Grundstein für ein verbindliches Handeln zu legen». Eine gründliche Analyse des durch «Offenheit und Verbindlichkeit» geprägten Papiers macht diese positive Interpretation plausibel. Mit guten Gründen wurde der Durchbruch von allen gefeiert, die sich seit Langem einen «Meilenstein» erhofften. Zum zwingend zu erreichenden Klimaziel kam deutlich genug noch das Gebot der Gerechtigkeit.

Dass dieser Aspekt in Dubai gleich am ersten Tag aufgegriffen wurde und zum ersten Beschluss führte, vermeldeten die meisten Medien als Überraschungserfolg. Deutschland und die Vereinigten Arabischen Emirate schufen mit Einlagen von je 100 Millionen Dollar die Basis für den «Fonds zum Ausgleich von erwärmungsbedingten Schäden» im globalen Süden. Dass angesichts der dort akuten Probleme eher entsprechende Milliardenbeiträge angemessen wären, ging in der Begeisterung unter. Beim brisanten Entscheid, künftig ganz auf fossile Energie zu verzichten, dürfte es der mit diesem Business verknüpften Tagungsleitung weniger leicht fallen, sich günstig freizukaufen.

Das alljährliche Megatreffen habe einen schlechten Ruf in der Öffentlichkeit, merkt der jüngste TA-«Celsius»-Newsletter zur Klimakonferenz an: «Forschende fragen sich, was es denn noch zu verhandeln gibt. Der Fall sei klar: Aus den fossilen Energien aussteigen!» Dies sei aus wissenschaftlicher Perspektive ein berechtigter Einwand. Geopolitisch wirke die Sache weit weniger einfach. Regierungen müssten Grundsatzentscheidungen fällen – sich ernsthaft zum Ende des fossilen Zeitalters bekennen oder weiter gute Geschäfte mit Kohle, Erdgas und Erdöl zulassen.

Vorerst wurde vor allem nach vervielfachter Produktion alternativer Energie gerufen. Von der AKW-Lobby besonders laut. Vom schon zitierten Professor, auch Gründungsdirektor des Urner Instituts Kulturen der Alpen, kommt dazu kein kategorisches Nein. Für die akute Krise gebe es keine atomare Lösung. Doch vielleicht sei die Kernfusion in dreissig Jahren weit genug entwickelt, «dass sie als sinnvolle Energiequelle nutzbar wird». Dann liessen sich Anlagen der «alpinen

Photovoltaik», die im Schlussabschnitt der Schrift als besseres Beispiel beleuchtet sind, sogar wieder zurückbauen. Jetzt sind sie notwendig, es wäre falsch, deren Realisierung mit konservativen Naturschutzreflexen zu blockieren. Wir müssen «ins Handeln kommen» – auch hier! Die wie in andern Fällen abwägende Argumentation hat mich zum Nachdenken gebracht, obwohl mir auch diese Grosstechnologie in der Solarexpress-Strategie nicht geheuer ist.

Wenigstens fliessen bei Previšić sorgsame Überlegungen etwa zu Erhalt und Förderung der Biodiversität mit ein. «Biotreibstoff»-Produktion auf Landwirtschaftsflächen ist Irrsinn. Fleischerzeugung, zumal mit importiertem Futter, gehört nicht gefördert. Differenziertheit plus der Lage angemessener Klartext machten die Lektüre auch zum Kontrastprogramm zu den ersten Nachrichten aus dem neuen nationalen Parlament, wo die gestärkte Geld- und Gütle-Koalition ihren agroin-

Mögen weitere Überraschungen der Weltkonferenz wider Erwarten das politisch triste Klima unserer nächsten Umgebung erhellen.

dustriellen Kurs rücksichtslos fortsetzt. Vorschriften für zusätzliche Ökoflächen werden erneut hinausgeschoben. Gleichentags kam aus unserer nördlichen Nachbarschaft die Botschaft, im Streit ums neue Budget seien selbst längst verplante Gelder für den Klimaschutz gefährdet. Der «freierlich»-gelbe Teil der an sich rotgrün dominierten Ampel sehe da wie im Sozialbereich noch Sparpotenzial.

Also rundum Grund zum Verzweifeln. Mögen weitere Überraschungen der Weltkonferenz wider Erwarten das politisch triste Klima unserer nächsten Umgebung erhellen.



Hans Steiger

Unzufriedenheit von links bis rechts als Fazit

Das Winterthurer Stadtparlament hat Anfang Woche das Budget 2024 verabschiedet. Während der Debatte wurden rund 900 000 Franken «eingespart», bei einem Gesamtvolumen von 1700 Millionen. Es bleibt ein Defizit von 4,8 Millionen. Zurück bleibt rundum Unzufriedenheit. Ein Kommentar von Matthias Erzinger.

Ein gleichbleibender Steuerfuss, ein Defizit von sage und schreibe nicht einmal 0,3 Promille des Gesamtvolumens, das sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre eher in ein Plus verwandeln wird – das Fazit der Budgetdebatte in Winterthur ist relativ klar: Der Stadtrat hat ein Budget vorgelegt, das so abgerundet und ausgeglichen ist, dass es selbst für die grössten Finanz-Hardliner kaum Angriffspunkte bot. Auf der politischen Ebene bleibt trotzdem eine mittlere Unzufriedenheit rundum.

«Die Kürzungen bei den Digitalisierungsvorhaben und im Departement Bau schmerzen», sagt Finanzvorsteher Kaspar Bopp (SP), «trotzdem lässt das Budget die Verfolgung unserer strategischen Ziele grundsätzlich zu, wenn auch in einem weniger hohen Tempo als gewünscht.»

SVP und FDP demonstrierten ihre Unzufriedenheit durch eine Ablehnung in der Schlussabstimmung. Bei einer bürgerlichen Mehrheit hätten sie wohl dasselbe Budget gutgeheissen und gelobt. AL, SP und Grüne stimmten zu, gingen aber als die eigentlichen Verlierer vom Platz, weil sie sämtliche Kürzungsanträge vergeblich bekämpft hatten und mit ihren Aufstockungsanträgen nicht durchkamen. Die Grünliberalen haben sich zwar als Mehrheitsbeschaffer für die bürgerlichen Kürzungen betätigt, sich aber wohl ins eigene Fleisch geschnitten.

Es geht primär darum, dem Stadtrat eins auszuwischen.

Klar ist, dass die Kürzungsanträge der Bürgerlichen inkl. den Grünliberalen nicht so sehr wirklich aus finanzpolitischer Betroffenheit entstanden, sondern rein aus parteipolitischen Überlegungen. Streicht man beim Departement Bau, verzögern sich Bauvorhaben und Stadtentwicklung, sodass die Parlamentarier dann wieder darüber schimpfen können. Spart man bei den Digitalisierungsprojekten, kann man in einem halben Jahr wieder Vorstösse einreichen, welche das zu langsame Vorgehen in diesem Bereich kritisieren.

Interessant ist, dass die Kürzungsallianz auch einen Aufstockungsantrag gutgeheissen hat: Sie billigte der neuen Schulpflege mehr Mittel zu, was von der SP und den Grünen wiederum bekämpft wurde – und statt dass die Schulpflege ihre Zusammenarbeit mit dem Departement Schule verbessert und mit der Fachstelle für Schulentwicklung konstruktiv zusammenarbeitet, wird hier bereits wieder an einem eigenen aufgeblasenen Apparat gebastelt, der zusätzliche Doppelspurigkeiten zur Folge hat. Auch hier: Es geht primär darum, dem Stadtrat eins auszuwischen.

Am meisten zu reden gab in Winterthur eine Kürzung der Mittel für projektbezogene Förderung von Kulturprojekten um CHF 100 000, welche im stadträtlichen Budgetentwurf vorgesehen war. Auch wenn diese Reduktion wohl entstand, weil der entsprechende Kredit in den letzten Jahren nicht ausgeschöpft worden war, stand die symbolträchtige Aussage im Raum, dass bei der nicht etablierten Kultur gespart werde – und erregte daher grosses Aufsehen und Kritik. Dass die Grünliberalen dem Wiederaufstockungsantrag der SP und den Grünen nicht zustimmten und ihn so verhinderten, wird ihnen vermutlich im Kulturbereich nachhaltiger schaden, als sie sich das vorgestellt haben. So wird mit dem Winterthurer Budget 2024 niemand so richtig glücklich.

Cartoon by Roman Prelicz



Bürgerliche Weihnachtsgeschichten

Adventszeit ist Budgetzeit – so ist es auf jeden Fall in den Parlamenten, sodann auch im Zürcher Kantonsrat. Und wie es so ist, werden zu dieser Zeit gerne Geschenke präsentiert. Die einen machen uns Freude, andere können durchaus zu einer Belastung werden. Das Geschenk der Bürgerlichen an die Zürcher Bevölkerung für das kommende Jahr 2024 ist genauso eines: Das eine Prozent Steuersenkung, welches die Regierung vorschlägt, genügt ihnen nicht, nein, FDP und SVP möchten das Präsent unter dem Weihnachtsbaum noch etwas üppiger gestalten und schlagen noch ein Prozent zusätzlich drauf. Der Regierungsrat prognostiziert gleichzeitig für das Jahr 2024 ein Minus von rund 371 Mio. Franken. Und diesmal scheint es auch tatsächlich so, als würde nicht wie in den letzten Jahren jeweils ein positiver Abschluss in den Rechnungsbü-

Es zeichnet sich bereits jetzt ab, dass die Rechnung 2023 des Kantons mit einem dreistelligen Millionendefizit abschliessen wird.

chern stehen, denn es zeichnet sich bereits jetzt ab, dass die Rechnung 2023 des Kantons mit einem dreistelligen Millionendefizit abschliessen wird. Die Vorzeichen haben sich also klar verändert, gerade auch hinsichtlich des Budgetjahres 2024.

Das vermeintlich grosse Gschänkli in der goldenen Schleife hat für das Medianeinkommen einer alleinstehenden Person einen Wert von ungefähr 17 Franken, für Verhei-

ratete einen solchen von 35 Franken. Kurz nach dem Auspacken zeigt sich also schon die erste Enttäuschung durch den bescheidenen Wert dieses Präsents für die meisten Menschen in diesem Kanton. Sie werden das Geschenk in eine Ecke stellen und es schnell vergessen. Noch wissen sie nicht, dass es ein eigentliches Danaergeschenk wird – eine Gabe also, die sich für die Empfänger:innen als unheilvoll und gar schädlich erweist. Denn die Konsequenzen der jährlich wiederkehrenden Steuereinsparungen für den Kanton und somit für die gesamte Bevölkerung sind im Gegensatz dazu einschneidend. Fehlende Einnahmen bedeutet für den Kanton Zürich ein weiteres Hinterherhinken in diversen relevanten Bereichen. Investitionen in öffentliche Bauten, insbesondere Schulhäuser, gilt es rasch an die Hand zu nehmen. Zudem muss der gute Service public erhalten bleiben und gestärkt werden. Namentlich beim Vollzug der Individuellen Prämienverbilligung (IPV) und der Umsetzung der Pflegeinitiative gibt es noch einiges zu tun. Nicht zu reden von der Klimaschutzstrategie des Regierungsrates, die es nun zeitnah umzusetzen gilt, denn die Umwelt wartet nicht.

Eine Steuersenkung verunmöglichlicht all diese Ziele und die Bevölkerung wird dies direkt zu spüren bekommen, sei es durch die weiterhin verminderte Kaufkraft oder eben in Form einer ungenügenden oder veralteten Infrastruktur und gefährdeter Gesundheitsversorgung. Dem rechtsbürgerlichen Christkindli ist also der Zugang zu unseren Weihnachtsbäumen zu verweigern und wir werden uns als SP in der kommenden Budgetdebatte ab dem 2. Advent dafür einsetzen, dass die Menschen im Kanton Zürich ehrliche und brauchbare Geschenke erhalten.



Andi Daurù, Co-Präsident
SP Kanton Zürich

Liebe Leser:innen

Ich lade euch zu einer Zeitreise in das Jahr 2033 ein. Es ist ein heisser Sommertag und wir sitzen in Zürich unter einem Baum der Fünf-Bäume-Initiative nach dem japanischen Gohon no ki-Konzept, welche für eine Million neuer Bäume in Zürich gesorgt hat; die einheimischen Bäume wurden verzehnfacht, die Vogelarten verdoppelt und die Schmetterlinge verfünffacht. Wir hören das Summen der Bienen und sind froh, dass die Initiative «Stoppt das Bienen-

Alternativen immer besser werden? Dann schwingen wir uns auf unser Velo und fahren auf den neuen grünen Autobahnen durch unsere grüne Smart City. Seit Jahren gleicht Zürich nicht mehr einer Betonwüste. Es wurden wichtige Zukunftsentscheidungen in den Bereichen Mobilität, Bau und Energieversorgung getroffen. Wir sehen auch fast keine Neubauten mehr, zu gross wurde der Trend, bereits bestehende Gebäude nicht abzureissen, sondern umzugestalten.

Diese Vision hört sich nach einer schönen Utopie eines verwirrten grünen Geistes an. Umso verwunderlicher ist es, dass dieser Text zu 95 Prozent aus dem Heft der renditeorientierten Vermögensverwalterin Globalance stammt.

Diese Vision hört sich nach einer schönen Utopie eines verwirrten grünen Geistes an. Umso verwunderlicher ist es, dass dieser Text zu 95 Prozent aus dem Heft der renditeorientierten Vermögensverwalterin Globalance stammt. Als Gradmesser für die kapitalgetriebene Denkweise der Vermögensverwalterin dient die Tatsache, dass der Fonds der Globalance nicht im Depot der Alternativen Bank gehalten werden darf, weil er Unternehmen enthält, welche die Alternative Bank nicht handelt.

Weiter werden Investitionen in die Dekarbonisierung beworben. Es darf mit Wachstumsraten von 15 Prozent bis 30 Prozent gerechnet werden. Besonders aussichtsreich sind die vier Bereiche

- Energieeffizienz,
- erneuerbare Energien,
- Energiespeicher,
- CO₂-Abscheidung.

Wieso schreibe ich dies?

Die professionellen Investor:innen glauben, dass sich die Gesellschaft ändert und sich unsere Positionen durchsetzen werden! Selbst diejenigen, welche nicht bei der Globalance arbeiten.

Und genau dies gibt mir Hoffnung! Es geht vorwärts und unsere Positionen werden sich durchsetzen. Trotz des enttäuschenden letzten Wahlergebnisses sind wir heute nicht mehr am selben Punkt wie vor dem grossen Wahlsieg im 2019.

sterben» Früchte getragen hat. Wir schauen hoch zum Himmel und erfreuen uns am Gedanken, dass die Sonne auf die Solarpanels über dem Ackerland strahlen wird. Grossartig, wie sich die Agrophotovoltaik durchgesetzt hat. Danach ernten wir frisches Gemüse aus unseren Hochbeeten. Das Urban Gardening hat sich in den letzten Jahren so richtig durchgesetzt. Insbesondere seit die Preise für Fleisch und importiertes Gemüse exorbitant in die Höhe geschossen sind. Ja, die Kostenwahrheit hat endlich dazu geführt, dass diese Produkte verursachungsgerecht bepreist werden. Und weshalb Fleisch essen, wenn die pflanzlichen



Simon Meyer, Co-Präsident
Grüne Kanton Zürich

«Es geht um das gute Gewissen, aber auch um das Portemonnaie»

Der Architekt und Bauhistoriker Vittorio Magnago Lampugnani hat mit seinem Buch «Gegen Wegwerfarchitektur» ein Plädoyer gegen die «kapitalistische Wegwerfideologie» der Baubranche geschrieben. Im Gespräch mit Sergio Scagliola erläutert er, was wir aufgeben müssen, weshalb die zeitgenössische Zertifikationskultur überwiegend eine Alibiübung ist und wieso Verdichtung nicht unbedingt schlecht sein muss.

Sie beschreiben in Ihrem Buch ein «abgedroschenes Klischee»: Zu jedem zeitgenössischen Bauvorhaben gehört eine selbstdeklarierte Nachhaltigkeit. Inwiefern ist das ein Trugschluss? Oder: Wieso ist zeitgenössischer Städtebau nicht nachhaltig?

Vittorio Magnago Lampugnani: Eigentlich wäre Städtebau das Instrument der Nachhaltigkeit schlechthin – je nachdem, wie Häuser gruppiert werden, kann man zum Beispiel den Energieverlust minimieren, das Klima in den dazwischenstehenden Stadträumen verbessern oder Platz für Parkanlagen oder Uferpromenaden schaffen. Menschen können durch Städtebau zusammengebracht werden, was zur sozialen Nachhaltigkeit beiträgt; und der Raum kann so gestaltet werden, dass wenig Pendlerreisen nötig sind – dass man sich hauptsächlich zu Fuss oder per Langsamverkehr bewegen kann. Das sind alles Dinge, die mit gutem Städtebau getan werden könnten – aber es bedingt auch eine grosse Umstellung. In meinen Augen liegt das grösste Problem des zeitgenössischen Städtebaus darin, dass er zu klein gedacht wird: Es geht meistens um ein spezifisches Grundstück, über die Eigentumsgrenzen zu schauen traut man sich nicht und der grosse Atem fehlt – oder er wird nicht durchgesetzt.

Sie kritisieren auch, dass wirtschaftliche Kräfte mit dem Nachhaltigkeitsbegriff eine Alibiübung abhalten, die diametral entgegen nachhaltiger Prinzipien wirkt. Wie meinen Sie das?

Die Nachhaltigkeitsdiskussion wird noch immer scheinbarweise geführt. Das war auch ein Grund, warum ich dieses kleine Buch geschrieben habe: Ich wollte versuchen, Nachhaltigkeit im Bauen übergreifend zu beschreiben. Ein Beispiel für eine Teilbetrachtung ist die Wärmedämmung. Als wir entdeckt haben, wie viel Wärme wir mit unseren Häusern verschleudern, kam eine regelrechte Wärmedämmungsmanie auf. Ich bin natürlich nicht gegen Wärmedämmung – aber schon früh hat man herausgefunden, dass der Effekt ab einer gewissen Dicke stark abnimmt. Trotzdem baut man immer wieder so dick wie möglich und dämmt auch mit Materialien, deren Entsorgung höchst problematisch ist. Manchmal hat es den

Anschein, es gehe nicht darum, wirklich eine gute ökologische Gesamtbilanz zu erzielen, sondern darum, unter dem Vorwand der Ökologie möglichst viele neue Produkte zu verkaufen.

Das geschieht oft auch zur Besänftigung des Gewissens...

Es geht um das gute Gewissen, aber auch um das Portemonnaie. Mit einem Haus, das zertifiziert ist, kann auch eine höhere Miete verlangt werden.

Sie erkennen darin eine Marketingmasche. Dabei denke ich direkt an Begriffe wie «klimaneutral» oder «Netto-Null». Sind das ähnliche Verwirrungen?

Grösstenteils. Andererseits sind es die einzigen Konzepte, an denen wir uns heute orientieren können. Trotzdem glaube ich, eine gesunde Skepsis ist angebracht. Wir sind noch nicht soweit, dass wir wissenschaftlich nachweisen können, speziell beim Bauen, was wirklich ökologisch entscheidend ist und was nicht.

Sie plädieren dafür, dass eigentlich nicht mehr gebaut werden dürfte, respektive dafür, dass kein neues Bauland ausgewiesen werden darf. Wie bringt man baupolitische Sparsamkeit mit Bevölkerungswachstum in Einklang?

Zunächst muss man festhalten, dass das Bevölkerungswachstum nicht flächendeckend ist. Es gibt auch in Europa viele Städte, deren Bevölkerungszahl schrumpft. Die Herausforderung ist, Massnahmen zu schaffen, dass auch solche Städte wieder attraktiv werden, und damit den Druck von den ohnehin prosperierenden Städten zu nehmen. Auch ist es durchaus nicht so, dass Neubau unbedingt mehr Fläche bedeutet. Die meisten Neubauten entstehen, weil Altbauten abgerissen werden, und bieten zwar grössere, aber weniger Wohnungen. Es gibt auch zahlreiche Gebäude, die leerstehen – nicht nur Bürogebäude. Man muss Wege finden, die Bausubstanz, die man hat, besser und flexibler zu nutzen.

Und man muss wegkommen von Wegwerfideologie...

Das sowieso. Obsoleszenz ist eine künstliche Erfindung: Zum Beispiel wenn man sagt, dass ein Gebäude eine Lebensdauer von 20-25 Jahren hat, bevor der Wert auf dem Papier 0 ist, weshalb es abgerissen und neu gebaut werden kann. Das ist eine fatale Haltung, die die Art und Weise, wie wir bauen, konditioniert. Hat man sich nämlich diese Denkweise angeeignet, lohnt es sich auch, Gebäude so schlecht zu bauen, dass sie nach 20-25 Jahren tatsächlich kaputt sind – ein eingebautes Verfallsdatum, wie wir es aus der Techbranche kennen.

Das hat sicherlich auch mit Ästhetik zu tun.

Es hat mit forcierter Wertschöpfung zu tun, und ja, auch mit Ästhetik. Doch wir müssen akzeptieren, dass unsere Städte nicht immer die letzte Mode tragen müssen, und dass das auch nicht erstrebenswert ist. Stile müssen eine Spur hinterlassen.

Im Buch gibt es eine Passage zur Pariser Altstadt im 19. Jahrhundert: Präfekt George-Eugène Haussmann sah das Pariser Zentrum als «fast unbenützbare Labyrinth, in dem sich hauptsächlich Kriminelle und Aufständische verbergen». Das wollte er aufbrechen. Funktioniert Gentrifizierung ähnlich, wenn man ein unbeliebtes soziales Gewebe verdrängt, sodass die bürgerliche Zivilisation sich darin ausbreitet?

Ja und nein. Gentrifizierung ist nicht unbedingt mit Abbrechen identisch, sie geschieht auch unabhängig von Neubauten und hat primär mit Nutzung und Bewohner:innen zu tun. Es gibt allerdings Strategien, Gebäude abzureissen, wenn sie sozial problematisch sind. Dabei schiebt man die gesellschaftlichen Probleme auf die Gebäude. Der Trelick-Tower in London ist ein solches Beispiel. Ein sozialer Wohnungsbau aus den frühen siebziger Jahren, mit klugen Ideen, allerdings schlecht bewirtschaftet. In der Boulevardpresse wurde es als Terror Tower verunglimpft und geriet zum Setting für dystopische Filme. Dann hat sich das geändert, auch weil ein Architekt einen positiven Film über das Gebäude gedreht hat, der die Qualitäten des Gebäudes aufzeigte. Daraufhin haben sich die Mieter:innen organisiert, die Drogen-

kriminalität, die sich eingenistet hatte, vertrieben – und heute ist das eine tolle Adresse. Städtebau hat viel mit Erzählungen zu tun – und damit, wie Gebäude verwaltet werden.

Eine andere interessante Passage in Ihrem Buch ist die Frage: Wer will angesichts Klimakatastrophe schon kleinlich sein. Klimapolitik wird aber oft als sehr teuer beschrieben. Wo lohnt es sich, kleinlich zu sein und wo nicht?

Es geht mir nicht so sehr um das Finanzielle, es geht mir mehr um das Angemessene. Und auch hier wieder um die Alibihaltung. Wir stürzen uns gerne auf bestimmte Massnahmen, die gerade im Trend sind, blenden dabei aber alles andere aus. Vor allem wollen wir ökologisch sein, aber sind nicht bereit, dafür auch nur ein Stück von dem, was wir in unserer Wohlstandsgesellschaft gewohnt sind, aufzugeben. Lieber zahlen wir für dubiose Zertifikate. Und üben uns in Scheinheiligkeit.

... und es ist wieder eine Äusserung des guten Gewissens.

Ja, gleichzeitig aber auch eine obstinate Weigerung, auf etwas zu verzichten. Aber wir müssen verzichten. Auf Raum, auf verschwenderischen Komfort sowie auf gewisse Luxusgegenstände, die wir uns vielleicht ökonomisch, aber sicher nicht ökologisch leisten können.

Damit sind wir gewissermassen zurück bei der Hauptthese, dass nicht neu gebaut, nicht neu konsumiert werden darf sozusagen. Wie bringt man verzicht einer durch und durch konsumistisch geprägten und sozialisierten Gesellschaft näher?

Wir müssen uns selbst und den Menschen klarmachen, was auf sie, auf uns zukommt. Dass wir handeln müssen. Dass Erfindungsreichtum gefragt ist, aber auch ein neues Verantwortungsbeusstsein: Wenn 15 Prozent der Weltbevölkerung, zu der wir übrigens gehören, 80 Prozent der Ressourcen verbraucht, stimmt etwas nicht und hat früher oder später geopolitische Folgen. Letztlich geht es um einen Kollektivauftrag, mit dem Ziel, Wandel zu ermöglichen. Das bedarf auch ökonomisch-politischer Strategien. In der Arbeit als Architekt:in ist es oft nicht leicht, die Bauherrschaften zu überzeugen, Baubestand zu erhalten: Weil das immer mehr oder zumindest gleich viel kostet wie ein Neubau. Das heisst, man müsste Neubauten teurer und den Erhalt günstiger machen.

Wieso kostet Erhalt mehr als Neubau?

Wegen der Arbeit. Die Vorstellung einer Wegwerfarchitektur kam erst mit der Industrialisierung auf, vorher existierte das Problem nicht: Arbeit war billig, also wurde, wo es immer ging, geflickt und repariert. Doch die Baupolitik kann Einfluss nehmen, kann Widerstand leisten. In den 1920er-Jahren, als alle von industrieller Produktion gesprochen haben, als Le Corbusier und Walter Gropius alles mit dem Kran bauen wollten, hat man sich im sozialdemokratisch regierten Wien



Vittorio Magnago Lampugnani: «Wir sind noch nicht so weit, dass wir wissenschaftlich nachweisen können, speziell beim Bauen, was wirklich ökologisch entscheidend ist und was nicht.» (Bild: Sergio Scagliola)

dagegengestemmt und gesagt: Nein, wir bauen konventionell und arbeitsintensiv. Wir könnten zwar schneller und vielleicht billiger mit vorgefertigten Teilen bauen, aber wir müssen unsere Leute beschäftigen. Das Resultat ist die bekannte Erfolgsgeschichte des Roten Wiens mit seinen wunderbaren Gemeindebauten.

Die Hauptthese beinhaltet aber auch, dass Verdichtung gefördert werden muss. Das sei aber nicht nur schlecht – gleichzeitig sind Sie kein Fan von Hochhäusern.

Hochhäuser sind problematisch, weil sie mit hohen Kosten verbunden sind. Es gibt immer Ausnahmefälle, aber in der Regel zerstören sie auch gewachsene Stadtstrukturen. In München beispielsweise, einer traditionell und weitestgehend immer noch flachen Stadt, wo nur die Kirchtürme über den Dächern herausragen, werden am Bahnhof zwei Hochhäuser gebaut. Das hat nichts mit Städtebau zu tun, sondern nur mit Profit.

Sie plädieren deshalb für mittelhohe Wohnblöcke, wie wir sie in Zürich gut von Genossenschaften und städtischen Wohnungen kennen. Liegt es an den Privaten?

Die Genossenschaft ist ein wunderbares Modell, weil sie als Non-Profit ausgelegt ist und so erträgliche Mieten verlangen kann. Ihre Blöcke, etwa jene um den Röntgenplatz, sind angenehm bescheiden, sie könnten sogar noch ein oder zwei Stockwerke mehr vertragen. Aber die ebenso schönen und wohnlichen Häuser am Idaplatz wurden von privaten Investoren gebaut. Das geht also auch. Die Mietpreise sind eine andere Geschichte.

Das heisst, es geht auch um ein Zurückholen alter Konzepte, um Inspiration an dem, was schon da ist?

Sicher, wenn es sich bewährt hat. Aber es braucht natürlich auch neue Konzepte. Wichtig scheint mir, dass die öffentliche Hand beim Auslegen der Regeln ansetzt: ökologisch sinnvolle städtische Typologien unterstützt und das entmutigt,

was wir zugunsten eines nachhaltigen Bauens aufgeben sollten.

Was müsste denn aufgegeben werden?

Schon einiges, darunter auch die Gartenstadt, die natürlich ihren Charme hat, aber nie zu einer 15-Minuten-Stadt werden kann, wie wir sie heute anstreben. Das schafft nur die kompakte Stadt mit substanzieller Dichte. Aufgeben sollte man grundsätzlich vieles, was man sich privat schafft – das eigene Grün, das eigene Schwimmbad – und eigentlich viel besser gemeinschaftlich bereitgestellt und genutzt werden kann.

Wie macht man das den Investor:innen schmackhaft, wenn Profitinteresse an vorderster Stelle steht?

Eine ökologische Stadt der kurzen Wege muss man vielleicht Investor:innen erklären, aber schmackhaft machen braucht man sie ihnen nicht: Sie ist alles andere als ein schlechtes Geschäft. Die grossen europäischen Städte, die wir lieben, ob sie Paris oder Barcelona heissen, sind überwiegend Produkte der Bauspekulation, aber sie hatten eine starke, präzise Stadtplanung, der sich die Spekulation fügen musste. Stadtplaner:innen und Investor:innen ziehen grundsätzlich am selben Strang, nur merken sie es zuweilen nicht ...

Insgesamt fehlt es also an Inspiration und einer klaren Richtung. Gleichzeitig besinnt man sich heute dennoch oft zurück an Konzepte des letzten Jahrhunderts, Das heisst, die Richtung stimmt ja eigentlich doch, oder nicht?

Was ich nicht verstehe, ist, warum diese Konzepte nicht auch in der Agglomeration angewendet werden. Da sehe ich am meisten Handlungsbedarf. Ich plädiere nicht dafür, dass Dietikon so werden sollte wie das Josefsviertel oder das Unterdorf. Unsere Städte sind auch deshalb attraktiv, weil sie sich aus ausgesprochen unterschiedlichen Vierteln zusammensetzen. Aber sie sollten, bei aller Unterschiedlichkeit, möglichst überall wohnlich, einladend und nicht zuletzt auch überall nachhaltig sein.

Mit dem öffentlichen Verkehr kommt die Masse in Schwung

Was braucht der öffentliche Verkehr in der Stadt Zürich, um weiterhin zuverlässig jeden Tag eine Million Menschen zu transportieren? Wie schätzen die Verkehrsbetriebe der Stadt Zürich (VBZ) die Lage ein? Antworten auf solche Fragen gab es unter anderem am Dienstag an der Jahresmedienkonferenz der VBZ.

Nicole Soland

Vor drei Wochen ging P.S. der Frage nach, ob in Zürich «nur noch alles fürs Velo» gemacht werde, wie es vonseiten bürgerlicher Politiker tönt – oder ob die Förderung des Velos ganz im Gegenteil zu langsam erfolge und erst noch zu wenig fürs Velo gemacht werde (siehe P.S. vom 17. November). FDP-Gemeinderat Andreas Egli erklärte dem P.S. unter anderem, es gebe vermehrt Mischverkehrsflächen, die sich der motorisierte Individualverkehr (MIV) und der öV teilen müssten. Zudem würden Spuren und vor allem Parkplätze abgebaut. Besonders ärgerlich sei aber, dass der Veloverkehr nichts zur Gesamtverkehrsleistung beitrage, denn Velo werde hauptsächlich bei gutem Wetter gefahren.

Tatsächlich müssen in der Stadt Zürich nicht nur Auto und Velo aneinander vorbeikommen: Doch ist der öV nicht quasi von Natur aus der Platzhirsch? Oder anders gefragt: Müssen wir uns Sorgen machen um den öV beziehungsweise befürchten, dass ihm aufgrund immer schwieriger werdender Bedingungen dereinst gar der Schnauf ausgeht?

Unabhängiger Bahnkörper und Eigentrassee

Mit einer schriftlichen Anfrage wandten sich die FDP-Gemeinderät:innen Mélissa Dufournet und Andreas Egli im November 2022 an den Stadtrat und stellten ihm mehrere Fragen zum Thema, unter anderem, wie wichtig Eigentrassees für den öV seien und ob sich das Verhältnis zwischen Mischverkehr und Eigentrassee in den letzten zehn Jahren verändert habe. Mit Beschluss vom 1. März 2023 beantwortete der Stadtrat die Fragen auf zwölf Seiten ausführlich. Er schickte voraus, öV, Fuss- und Veloverkehr seien zentral für die Mobilität in der Stadt Zürich und für die Umsetzung des Klimaziels Netto-Null 2040. Und er stellte klar: «In der Stadt Zürich sind Eigentrassees und konsequente Bevorzugung an Lichtsignalanlagen Erfolgsfaktoren eines pünktlichen und zuverlässigen öV.»

Vorab zum besseren Verständnis: Was genau ist eigentlich ein Eigentrassee? Die Antwort der VBZ auf diese Frage beginnt mit der Definition dessen, was ein «unabhängiger Bahnkörper», kurz

UBK, ist: Als UBK gelten Abschnitte, auf denen ausschliesslich Schienenfahrzeuge verkehren, und sie müssen «in geeigneter Art konstruktiv und optisch von der Fahrbahn abgetrennt sein». Nur wenn ein Tram auf einem UBK unterwegs ist, darf es ein vom Strassenverkehr abweichendes Tempo fahren. Ein solcher unabhängiger Bahnkörper wurde abschnittsweise für die Limmattalbahn realisiert, und er entspricht laut VBZ dem «angestrebten Ausbau für Tramprojekte in Zürich». Er wird als Grüntrasse ausgeführt, wie er heute beispielsweise in der Irchelstrasse oder Thurgauerstrasse vorhanden ist. Im Gegensatz zum UBK können auf sogenannten Eigentrassees oder öV-Trassees auch «Pneufahrzeuge», also Busse, verkehren. Auf öV-Trassees gilt aber für das Tram dasselbe Temporegime wie für den Strassenverkehr.

Ist der öV nicht quasi von Natur aus der Platzhirsch?

Elefant im Strassenraum...

Damit zurück zur Antwort des Stadtrats: Heisst dessen Betonung der Bedeutung von Eigentrassees im Umkehrschluss, dass Mischverkehrsflächen künftig tabu sein müssen und dass wir Massnahmen wie etwa weitere Tempo-30-Zonen, die sowohl aus Lärmschutzgründen als auch zur Verbesserung der Sicherheit zur Debatte stehen, gleich vergessen können? So schlimm scheint es dann doch nicht zu sein: Die Nachfrage nach Mobilität werde in Zürich steigen, schreibt der Stadtrat weiter und präzisiert: «Zusätzliche Mobilitätsnachfragen sollen durch den öV, Fuss- und Veloverkehr abgedeckt werden. Es wird eine Verlagerung vom MIV auf den öV, Fuss- und Veloverkehr angestrebt.» Weniger motorisierter Individualverkehr heisst wohl auch weniger Konflikte in Mischverkehrszonen, steckt der Bus doch normalerweise nicht hinter Fussgängerinnen und Velofahrern, sondern hinter Autos im Stau fest. Dass der MIV einfach so, «von alleine», weniger wird, ist allerdings kaum zu erwarten... Nichtsdestotrotz seien Eigentrassees für die VBZ «be-

deutend», fährt der Stadtrat denn auch fort: «Sie sind ein wichtiges Element, um attraktive Reisezeiten sowie eine hohe Zuverlässigkeit der VBZ zu garantieren. Speziell auf Streckenabschnitten mit häufiger Staubildung und Verkehrsüberlastung stellen Eigentrassees eine behinderungsfreie Fahrt für den öV sicher. Durch Eigentrassees können Fahrpläne zuverlässig eingehalten werden. Somit entstehen attraktive und verlässliche Reisezeiten für die Fahrgäste.»

Und wie sieht es mit der Vermutung aus, dass sich der öV den Platz vermehrt mit dem MIV teilen muss? In der Antwort des Stadtrats findet sich dazu eine Übersicht: Von 2013 bis und mit 2022 wurden verschiedene Abschnitte von 50 bis 630 Metern Länge von Eigentrassees in Mischverkehrsstrecken umgewandelt, total waren es 2350 Meter. Im gleichen Zeitraum wurden 1290 Meter Eigentrassee dazugewonnen, beispielsweise an der Hohlstrasse zwischen Hardplatz und Herdernstrasse in Form einer elektronischen Busspur, die sowohl die stadtein- wie auch die stadtauswärts fahrenden Busse nutzen können. Zudem kamen dank der Tramverbindung über die Hardbrücke und der Limmattalbahn zwischen Altstetten und Stadtgrenze 2850 Meter dazu – die Rechnung schliesst folglich mit einem Plus von 1790 Eigentrassee-Metern.

...gebändigt dank Eigentrassees

Dann läuft diesbezüglich also alles wie auf Schienen? Am Rande der Jahresmedienkonferenz der VBZ danach gefragt, erklärte VBZ-Direktor Marco Lüthi, nur schon den Status quo zu halten, sei «eine Herausforderung»: «Wir erhielten von unseren Kund:innen bei der Pünktlichkeit 2023 schlechtere Noten als im Vorjahr», gibt er zu bedenken. Während die Trams zu 90 Prozent pünktlich waren, liegt der Wert für die VBZ insgesamt bei 86 Prozent. Der Grund dafür seien die Trolleybusse, die häufig im Verkehr stecken blieben: «Für uns sind möglichst viele Eigentrassees und Busspuren sowie die Bevorzugung an Lichtsignalen die besten Mittel, um unsere Fahrgäste zuverlässig und pünktlich von A nach B zu befördern.» Vor allem, wenn Tempo 30 zur Diskussion steht, seien Eigentrassees sehr wichtig: «Auf unabhän-



VBZ-Direktor Marco Lüthi: «Der öV in Zürich gilt in vielen europäischen Städten als Vorbild.» (Bild: VBZ)

gigen Bahnkörpern (Definition siehe oben/nic.) können Trams mit 50 km/h fahren, auch wenn für die Autos nebenan Tempo 30 gilt.» Marco Lüthi erwähnt in diesem Zusammenhang ein «Luxusproblem»: «Der öV in Zürich gilt in vielen europäischen Städten als Vorbild. Wenn dort Tempo 30 signalisiert werden soll, führen sie zuerst Lichtsignalvorzügen nach unserem Vorbild ein. Wir in Zürich jedoch können das nicht oder nicht so einfach, denn solche Bevorzugungssysteme sind bereits an schätzungsweise 98 Prozent der Lichtsignalanlagen, wo der öV verkehrt, eingebaut.» Das System ist also bereits ziemlich ausgereizt...

Dennoch seien die VBZ nicht gegen Tempo 30, doch es brauche dafür mehr Busse, und das koste Geld, gibt Marco Lüthi zu bedenken. Und er erinnert daran, dass Tram und Bus in Zürich heute und in Zukunft am meisten Menschen transportierten. Vor allem an viel befahrenen Kreuzungen lasse sich das gut veranschaulichen: «Stellen Sie sich vor, alle Menschen, die in einem Tram sitzen, wären im eigenen Auto unterwegs und müssten über diese Kreuzung...» Doch er betont auch, den VBZ sei stets bewusst, dass es auch andere Ansprüche an den knappen Platz gebe als ihre eigenen: «Wir haben Verständnis für sichere Velorouten. Wo immer es für solche Platz hat, profitieren wir auch davon – dann kommen unseren Trams und Bussen keine Velofahrer:innen in die Quere.»

«Tramnetz Süd» ab 2026

Und damit zur Jahresmedienkonferenz: Der Vorsteher des Departements der Industriellen Betriebe, Stadtrat Michael Baumer, begann mit den Eckpunkten, die von Legislatorschwerpunkten wie etwa der Digitalisierung und dem Tram Affoltern über das neue Tramnetz Süd bis zur kurz-, mittel- und langfristigen Planung reichte. Die Elektrifizierung der Buslinien 69 und 80, der «auf Hochtouren» laufende Ersatzneubau des Depots Hard oder das Tram Affoltern als «nächster Meilenstein im

Zürcher öV» – das sind typische Meldungen für diese «alle Jahre wieder»-Medienkonferenz. Doch auch für News war gesorgt, und zwar in Form des Tramnetzes Süd. Auslöser dieses Projekts war die Entwicklung im Gebiet Lengg: Dort entsteht der grösste Cluster von Institutionen des Gesundheitswesens und der medizinischen Forschung in der Schweiz. Mit den Ausbauplänen der sechs Kliniken im Spitalquartier und der Eröffnung des neuen Kinderspitals in der Lengg Ende 2024 werde die

Personal benötigen und bezahlen können ist bekanntlich noch nicht alles.

Auslastung der Fahrzeuge auf der Forchstrasse zur Hauptverkehrszeit steigen, sagte Michael Baumer. Angesichts von rund 9000 Mitarbeiter:innen, die jährlich 50 000 Patient:innen betreuen, sei das Mobilitätsbedürfnis gross. Das neue Buskonzept der Linien 77 und 99 etwa wurde bereits per Fahrplanwechsel 2022 eingeführt, nun folgt der nächste Streich: «Mit dem Tramnetz Süd können wir die Kapazität zwischen Stadelhofen und Rehalp in den Stosszeiten verdoppeln», sagte Michael Baumer. Zudem sollen sich die Anschlussmöglichkeiten zwischen den Tramlinien verbessern, und gleichzeitig sollen die «objektiv wichtigsten Direktverbindungen» erhalten werden. So wird etwa eine umsteigefreie Verbindung vom Bahnhof Enge bis Balgrist und umgekehrt vom Bahnhof Stadelhofen bis Uetlihof geschaffen. Auf Abschnitten mit mehr als einer Tramlinie gibt es bessere «Reissverschlüsse», spricht: wenn man das eine Tram verpasst hat, muss man sich nicht mehr ärgern, dass das andere noch etwas früher als das verpasste abgefahren ist, sondern sie verkehren nicht mehr so dicht aufei-

einander – «die Fahrplanlage der Linien zueinander ist deutlich besser», heisst das in VBZ-Sprache. Allerdings ist hier, wie überall, des einen Freud des andern Leid: Es gibt auch Abschnitte, auf denen keine Verbesserung resultiert, sondern gar eine Verschlechterung.

Das Tramnetz Süd wird per Ende 2023 beim ZVV eingegeben und ab März 2024 öffentlich aufgelegt, der Start ist per 2026 geplant. Angesichts der damit verbundenen Veränderungen wird es viel Informationsarbeit brauchen, damit die Kund:innen dann zumal mit der Umstellung zurecht kommen. Hier einige Beispiele: Der 2er startet zwar immer noch in Schlieren, fährt aber ab Bellevue die Route des heutigen 8ers, also an den Klusplatz. Der 4er fährt vom Bahnhof Altstetten Nord via Bellevue nach Rehalp, und zwar ab Bellevue über Balgrist die Route des heutigen 11ers. Und der 5er fährt nicht mehr in den Zoo, sondern in der Hauptverkehrszeit vom Albisgüetli in die Rehalp.

Personalrekrutierung verbessert

Doch wie war das nochmal: Am 5. Oktober hatten die VBZ eine Medienmitteilung verschickt mit dem Titel «Erhöhte Planungssicherheit für Fahrgäste». Darin war zu lesen, die Personalsituation im öV sei «angespannt», doch «seit längerem eingeleitete Massnahmen» hätten zu einer Verbesserung der Situation geführt. Dies gefolgt vom Hinweis, «um die kurzfristigen Kursausfälle weiter zu reduzieren und den Fahrgästen eine erhöhte Planungssicherheit zu bieten, nehmen die VBZ punktuelle Angebotsreduktionen im Fahrplanjahr 2024 vor». Was heisst das nun: Haben die VBZ ein Personalproblem, oder können sie bald mehr Trams samt dem entsprechenden Personal auf die Route schicken?

Die Folie, die es am Dienstag dazu zu sehen gab, trug den Titel «Die beste aller Lösungen hat finanzielle Konsequenzen»: «Die Gesamtkosten betragen ca. 4,5 Millionen Franken pro Jahr; es werden drei zusätzliche Trams benötigt; es werden ca. zehn zusätzliche Stellenwerte pro Jahr benötigt.» Der Kanton anerkenne «den Mehrwert in der Fahrplanänderung 2025/26, hiess es weiter, für die Stadt Zürich seien für alle Angebotsausbauten elf Millionen Franken eingestellt worden.

Dennoch: Personal benötigen und bezahlen können ist bekanntlich noch nicht alles. Aber Michael Baumer und Marco Lüthi gaben Entwarnung: Verschiedene Massnahmen «zur Optimierung der Situation» seien bereits umgesetzt oder in Arbeit. So dauert nun keine Schicht mehr länger als 13 Stunden, und die Trampilot:innen dürfen bei der Arbeit Musik hören. Bei der Rekrutierung habe man Fortschritte gemacht, und neu können pro Tramklasse bis zu zehn Personen ausgebildet werden – früher waren es deren sechs. Es geht also vorwärts, bald im Süden, mittelfristig bringt das Tram Affoltern mehr Kapazitäten für Zürich Nord, und langfristig soll gemäss der Netzentwicklungsstrategie 2040 ein öV-Ringsystem das Stadtzentrum entlasten.

«Ich fühle mich pudelwohl im Parlament»

Islam Alijaj (SP) wurde am Montag in Bern als Nationalrat vereidigt. Er ist der erste Politiker im Parlament mit Zerebralparese, einer Nervenkrankheit, die seine Sprache einschränkt und ihn in den Rollstuhl zwingt. Tsüri.ch hat den ehemaligen Gemeinderat an seinem ersten Tag von Albisrieden nach Bern begleitet.

Lara Blatter

«Wie willst du mit deinen Fingern die Schwurhand machen? Islam, du kannst den Eid nicht ablegen. Du kannst nicht schwören.» – «Ich schwöre auch nicht, ich werde das Gelübde auf die Verfassung ablegen.» – «Für den Schwur hättest du vorher in die Physio müssen.»

Islam Alijaj sitzt mit seinem langjährigen Freund und Fussballtrainer der Familie, Marco Previtali, im Tram Richtung Hauptbahnhof. Danach geht es weiter nach Bern ins Bundeshaus, denn dort startet um 14.30 Uhr die 52. Legislatur der Bundesversammlung. Knapp 50 Nationalrät:innen erlebten gestern ihren ersten Sessionstag, darunter Alijaj.

Die neuen Parlamentarier:innen haben die Wahl, entweder schwören sie auf Gott oder geloben die Verfassung. Später am Tag wird Alijaj im Bundeshaus das Gelübde ablegen und vereidigt.

Aber noch sitzen Alijaj und Previtali im 3er-Tram. Welches Tram der Politiker nimmt, spielt eine Rolle und ist sogleich Politikum. Als Rollstuhlfahrer muss er jeweils ein Cobra- oder Flexity-Tram abwarten. Denn in Zürich sind längst nicht alle Trams rollstuhlgängig. Auch wenn sie es laut Behindertengleichstellungsgesetz eigentlich sein müssten. Viele Menschen mit Behinderungen können in der Schweiz kein selbstbestimmtes Leben führen und das, obwohl es in der Verfassung ein Verbot der Diskriminierung aufgrund von Behinderung gibt.

Ein Grund von vielen, weshalb Alijaj in die Politik ging. Aber noch sind politische Inhalte nicht Thema an diesem Morgen im Tram. Die beiden witzeln über Alijajs Finger, die aufgrund seiner Behinderung verbogen sind. Sie sprechen über Gott und schwärmen vom Bundeshaus. «Ich bewundere Islams Willen. Er beugte sich nicht seinem Schicksal. Und es gelang ihm, mich zu politisieren – früher interessierte mich Politik wenig. Er erreicht und berührt Menschen», sagt Previtali über seinen Freund, der jetzt Nationalrat ist. Alijaj reagiert verlegen, die beiden lachen.

Nur mit Assistenz auf Augenhöhe

Alijaj lebt seit seiner Geburt mit Zerebralparese: Eine Nervenerkrankung, die seine Beweglichkeit und seine Sprache einschränkt. Seine Aus-

sprache ist undeutlich. Was dazu führt, dass er oft unterschätzt wurde. «Früher dachten viele, dass ich geistig behindert bin», sagte der SP-Politiker in einem Gespräch im Sommer auf Tsüri.ch. Das Bild von Behinderten in der Gesellschaft sei verzogen. «Wir gelten als arme, hilflose Geschöpfe, die man versorgen muss.»

Dass man Alijaj nicht versorgen muss, ist mittlerweile klar. So klar, dass am 22. Oktober 95 054 Zürcher:innen seinen Namen auf den Wahlzettel schrieben. Dies katapultierte ihn vom elften auf den siebten Listenplatz und somit mitten in den Nationalrat.

Alijaj hat einen Migrationshintergrund, sitzt im Rollstuhl und hat eine Sprechbehinderung. Eigenschaften, die erfolgreiche Politiker:innen sonst nicht haben. Doch als die Resultate eintrafen und immer mehr Gemeinden ausgezählt waren, wurde klar: Er schafft es. Doch nur mit Unterstützung kann er barrierefrei am Parlamentsalltag teilnehmen.

Sein Wahlkampf kostete ihn 220 000 Franken und viel Energie. Zwei Drittel des Geldes brauchte er, damit er auf Augenhöhe mit den anderen Kandidat:innen Wahlkampf führen konnte. Quasi um seinen Nachteil, seine Behinderung, auszugleichen.

Termine fixen, Worte wiederholen und Getränk hinhalten

Am Hauptbahnhof angekommen, stösst jene Person, die eben diesen Nachteil ausgleicht, dazu: Carla Ruckstuhl. Sie ist eine von vier Sprachassistenten des 37-jährigen und sorgt dafür, dass die Menschen Alijaj verstehen. Wie die beiden im Duo funktionieren, zeigen sie sofort. Sein Telefon klingelt, sie nimmt es entgegen und begrüsst: «Grüezi, hier ist die Verbalassistentin von Herrn Alijaj.» Kurz halten die beiden Rücksprache, Ruckstuhl fixt einen Termin, legt auf und gibt ihm wortlos sein Telefon zurück.

Sie weicht ihm an diesem Tag kaum von der Seite, wiederholt seine Worte in Gesprächen, tippt Mails, zieht ihm die Jacke im Zug aus und reicht ihm sein Getränk mit Strohalm. Wenn Alijaj von Journalist:innen interviewt wird, sagt er einen Satz, macht Pause, Ruckstuhl wiederholt den Satz.

Auch seine rhetorischen Fähigkeiten mimt sie gekonnt nach.

Ein eingespieltes Team. Ruckstuhl war bereits im Zürcher Gemeinderat seine Assistenz und begleitet ihn in den Rat oder auch in die Kommissionen. «Carla egalisiert meine körperliche Behinderung und schaut, dass mich alle richtig verstehen», fasst Alijaj zusammen. «Die Arbeit ist sehr spannend, ich bin immer hautnah dabei. Es ist aber auch intensiv, du musst immer präsent sein», sagt Ruckstuhl. Damit die Assistent:innen den Politiker überallhin begleiten dürfen, mussten sie eine Geheimhaltungsvereinbarung unterschreiben. Diskretion habe oberste Priorität für Alijaj.

Für sein Nationalratsmandat rechnet der Politiker mit drei Assistent:innen, die je ein 60-Prozent-Pensum haben. Ruckstuhl ist zukünftig als Springerin die vierte im Bunde. Für die drei Stellen hat er drei Geldgeber:innen: die IV, sein persönliches Budget und die Parlamentsdienste. Mit einem Stundenlohn von 30 Franken rechnet der SP-Politiker mit jährlichen Kosten von etwa 120 000 Franken.

Wenige Tage vor dem Sessionsstart titelte (20 Minuten), «Steuerzahler bezahlt Sprechassistenz von Neu-Nationalrat Islam Alijaj», darunter teilweise diffamierende Kommentare. «Solche Beiträge bestärken das Narrativ, dass wir Menschen mit Behinderungen der Gesellschaft nur Kosten verursachen.» Dieses Stigma wolle er umkehren. «Mit meiner Assistenz kann ich an der Politik teilhaben

«Damit sich meine Intelligenz entfalten kann, brauche ich Unterstützung.»

Islam Alijaj, SP-Nationalrat

und einen Mehrwert erzeugen», sagt er und doppelt nach: «Damit sich meine Intelligenz entfalten kann, brauche ich Unterstützung.»

Darum werde er sich dafür einsetzen, dass der Staat künftig alle Kosten von solchen Assistent:innen übernehmen wird. Nur so werde Politik barri-



Islam Alijaj verlässt den Gemeinderat und zieht weiter nach Bern – mit Carla Ruckstuhl und Marco Previtali. (Bild: Lara Blatter)

erfrei, politische Teilhabe sei nun mal nicht gratis. Den Kampf um Gelder ist er sich gewohnt. Bereits im Zürcher Gemeinderat hat der 37-Jährige viele Hürden überwunden. Ein halbes Jahr musste er für die Finanzierung seiner Assistenz kämpfen.

Durch Behinderung bei der SP

Auf dem Perron versammelt sich ein Grüppchen von SP-Politiker:innen. Alle mit demselben Ziel: Bundesbern. Gefahren wird in der 1. Klasse. Jacqueline Badran huscht im Stechschritt vorbei und Anna Rosenwasser stösst mit ihrer Entourage dazu. Mit einer Einwegkamera werden Fotos geknipst, die SP-Campaignerin macht Videos von Rosenwasser und Alijaj für Social Media. Die beiden Senkrechtstarter:innen gilt es schliesslich gekonnt in Szene zu setzen. Denn wie Alijaj gelang auch Rosenwasser eine faszinierende Aufholjagd: Sie machte 12 Listenplätze wett.

Alijaj ist aufgeregt, er habe keine Ahnung, was auf ihn zukomme. So scheint es auch Rosenwasser zu gehen. Sie beide sind freudig, aber nervös. Später am Tag wird Alijaj aus dem Ratssaal kommen und sagen: «Ich fühle mich pudelwohl.» Der Mann hat Charisma. Er unterhält gekonnt das Zugabteil, kommuniziert seine Gefühlslage und spricht über die kommenden Bundesratswahlen. «Ich bin dafür, dass der Bundesrat per Volkswahl gewählt wird», sagt er. Damit er selbst gewählt

werden kann? Er lacht. Es liegt ein «Ja» in der Luft.

«Wäre ich nicht behindert, wäre ich wohl ein erfolgreicher, reicher Typ geworden, der vielleicht in der FDP wäre», sagte Alijaj in einem früheren Gespräch auf Tsüri.ch über sich selbst. Denn erst seine Behinderung hat ihn zum Sozialdemokraten gemacht. Eine inklusive Gesellschaft könne man nur mit Sozialdemokratie erreichen. Vor sechs Jahren trat er der SP bei. Vor zwei Jahren wurde er in den Zürcher Gemeinderat gewählt.

Er will die Behinderten-Revolution

Sein biografisches Manifest, wie Alijaj sein Buch nennt, das er dieses Jahr veröffentlichte, bedient sich einer pathetischen Sprache und blickt bis in Alijajs Kindheit zurück. Im Kosovo zur Welt gekommen, kam seine Familie 1987 nach Zürich. Das war sein Glück, liest man immer wieder im Buch. Im Kosovo sei er verkümmert, er wurde versteckt, weil man sich für ihn schämte. In Zürich besuchte er eine Sonderschule, doch aus diesen Settings wollte er sich lösen. Auch die KV-Lehre, die er später machte, fand gegen seinen Willen im geschützten Bereich statt. Ein Studium kam für die IV nicht infrage. Er fühlte sich ausgebremst vom System.

In der ersten Session sagen die Neuen im Parlament für gewöhnlich noch wenig, «obwohl ich

einiges zu sagen hätte». Doch als Vertreter einer Minderheit hat er ein klares Ziel: «Ich will das Behindertenwesen revolutionieren.» In der folgenden Legislatur wird vor allem die Inklusionsinitiative den Politiker und Mitinitiant dieser begleiten. Mit der Volksinitiative will er erreichen, dass Menschen mit Behinderungen mittels freier Wohnungswahl und verbessertem Zugang zu Assistenzleistungen mehr Teilhabe an der Gesellschaft erhalten.

Damit ihm das gelingt, muss er über die Parteigrenzen hinaus Brücken bauen können. Im Zürcher Gemeinderat war er es sich gewohnt, Anliegen einfach durchzubringen. Die Bürgerlichen waren in der Unterzahl. Auf nationaler Ebene sieht das anders aus. «Das ist kein Problem. Schon im Gemeinderat habe ich gekonnt Allianzen geschmiedet und rechte Politiker:innen für meine Anliegen gewinnen können. Ich werde das auch in Bern schaffen», sagt er selbstbewusst.

Um 14.30 Uhr ist es dann so weit, das Parlament beginnt seine Winter-session. Als Alterspräsident, derjenige mit der längsten ununterbrochenen Amtsdauer, eröffnet Mitte-Präsident Gerhard Pfister die Legislatur mit einer Rede, gefolgt von Worten des jüngsten Mitglieds, Katja Riem (SVP). Danach folgt die Konstituierung und Vereidigung. Alijaj gelobt, die Verfassung und die Gesetze zu beachten, wie im Tram versprochen.

«Wir Menschen mit Behinderungen wollen mitentscheiden, hier bin ich», sagt Alijaj als wir ihn in einer kurzen Pause in den Gängen des Bundeshauses nochmals antreffen. Der Ratsbetrieb sei hektisch und eindrücklich – er fühle sich wohl.

«Wir Menschen mit Behinderungen wollen mitentscheiden, hier bin ich.»

Islam Alijaj, SP-Nationalrat

Den Rummel um seine Person an diesem ersten Tag in Bern scheint er zu geniessen. Gemeinderat, Wahlkampf, Inklusionsinitiative, Buchveröffentlichung, Nationalrat – Alijaj hat dieses Jahr alles gegeben, was er konnte. «Im Hinblick auf diesen heutigen Tag habe ich wenig geschlafen.» Sowieso habe er eher wenig Energie. Heisst: «Nach der Session braucht mein Körper erstmal eine Pause, ich muss mich erholen», gibt er zu.

Doch dass das Jahr 2023 sehr streng für ihn war, sieht man ihm nicht an. Vielleicht auch deshalb, weil es der Körper ist, der Erholung braucht – der Kopf scheint in den Startlöchern seiner politischen Karriere zu sein. Und es hallen die Worte wider, die er am Morgen im Tram sagte: «Ich muss liefern, ich habe den Wähler:innen viel versprochen.» Eine inklusive Gesellschaft ist seine Lebensaufgabe und dieser geht er nach. Mit Schalk und knallharten Argumenten.

«Die Bestände der meisten Amphibienarten nehmen ab»

Das Bundesamt für Umwelt (Bafu) hat Ende November die aktuelle Rote Liste für die Amphibien publiziert. Der Biologe Mario Lippuner erklärt im Gespräch mit Angela Bernetta, wie es unseren Fröschen, Kröten und Co. so geht.

Mario Lippuner, vor Kurzem ist die aktualisierte Rote Liste der Amphibien erschienen. Was fällt da besonders auf?*

Einerseits nehmen die Bestände der meisten Amphibienarten weiterhin ab, teils beträchtlich. Andererseits haben sich die negativen Trends seit der letzten Ausgabe der Roten Liste im Jahr 2005 etwas abgeschwächt. Nach langandauernden und massiven Bestandsverlusten geschieht dies bei vielen Arten aber auf sehr tiefem Bestandsniveau.

Von den 19 Amphibienarten hierzulande sind vier Fünftel bedroht. Welche Arten sind besonders gefährdet?

In der Kategorie «stark gefährdet» sind der Teichmolch, die beiden Kammolche, die Kreuzkröte, der Italienische Laubfrosch und der Springfrosch gelistet. Die Gelbbauchunke und die Geburtshelferkröte, die man 2005 noch als «stark gefährdet» eingestuft hatte, sind neu in der Kategorie «verletzlich» aufgeführt. Für einen Verbleib in der Kategorie «stark gefährdet» hätte der Bestandsrückgang nach den international gebräuchlichen Kriterien der «International Union for Conservation of Nature» (Iucn) mindestens 50 Prozent betragen müssen.

Warum steht es um viele Amphibien so schlecht?

Amphibien sind sowohl auf aquatische als auch auf terrestrische Lebensräume angewiesen. Die meisten pflanzen sich im Wasser fort, leben aber nach der sogenannten Metamorphose an Land fernab ihrer Reproduktionsgewässer weiter. Es muss sowohl die Qualität der Gewässer als auch der Landlebensräume stimmen. Und sie müssen zusammenhängend und für die Tiere

gut erreichbar sein. Das ist nicht immer der Fall.

Was mindert die Qualität der Lebensräume?

Die Fragmentierung der Lebensräume ist ein grosses Problem. Die Reproduktionsgewässer sind meist kleine Relikte und liegen oft isoliert in intensiv genutzter Umgebung. Vor allem die intensive Landwirtschaft, Zersiedelung und Strassen machen den Amphibien zu schaffen. Dies hindert die Tiere zwischen Landlebensraum und Gewässern zu wechseln und sich mit Populationen anderer Gewässer auszutauschen.

Was sind da die Folgen?

Die Folgen sind hohe Mortalitätsraten und isolierte Populationen, deren Individuen sich nicht oder ungenügend mit anderen Populationen austauschen. Das wirkt sich auf die genetische Struktur aus, was auf die Dauer zu weniger Fitness und geringeren Überlebenschancen führen kann.

Intensive Landwirtschaft schadet der Biodiversität und folglich den Amphibien.

Die Hauptprobleme der intensiven Landwirtschaftsflächen sind einerseits der Mangel an Lebensräumen mit Kleinstrukturen wie Ast- und Steinhäufen, Hecken oder verwilderten Stellen, in denen Amphibien Schutz suchen können. Andererseits töten die eingesetzten Pestizide die Tiere, verätzen oder vergiften sie.

Was muss sich ändern, damit die Amphibien bessere Überlebenschancen haben?

Es braucht mehr Gewässer, mehr Landlebensraum, mehr extensiv genutzte Flächen und eine bessere



Der Bestand der Gelbbauchunken hat sich über die Jahre etwas erholt. (Bild: Angela Bernetta).

Landschaftsdurchlässigkeit. So können aus kleinen Sink- wieder Quell-Populationen entstehen. Populationen also, die viele Nachkommen haben, die auch abwandern und sich mit anderen Artgenossen vermischen oder neue Orte kolonisieren. Dies belegen wissenschaftliche Erkenntnisse und die Erfahrungen aus gross angelegten Förderprogrammen. Ferner sind die meisten seltenen Amphibienarten für die Fortpflanzung auf Gewässer angewiesen, die zeitweise austrocknen.

Gibt es auch gute Nachrichten?

Der Aktionsplan Kreuzkröte im Kanton Zürich verläuft sehr erfolgreich. Die Bestände der Kreuzkröte waren in den Nullerjahren auf einem Tiefpunkt. Im Zürcher Weinland gab es noch zwei oder drei ganz kleine Restpopulationen. Im Zuge des Aktionsplans entstand nach und nach ein Netz aus guten Lebensräumen. Heute ist das Weinland zu einem

grossen Teil wieder mit Kreuzkröten durchsetzt.

* Mario Lippuner ist Biologe mit eigenem Gutachterbüro und Regionalvertreter der Koordinationsstelle für Amphibien- und Reptilienschutz info fauna im Kanton Zürich. Er hat an der Roten Liste mitgearbeitet.

BEDROHTE REPTILIEN

Um die Schweizer Reptilienpopulationen steht es ebenfalls nicht gut. Gemäss aktualisierter Roter Liste des Bundesamtes für Umwelt (Bafu) nehmen sie kontinuierlich ab. Von den 16 in der Schweiz heimischen Reptilienarten stehen über 80 Prozent auf der aktuellen Roten Liste der Reptilien. Bei der Ringelnatter und der Schlingnatter habe sich der Rückgang besonders beschleunigt, teilte das Bafu Ende November mit.

Achterbahn

Bradley Cooper folgt für seine Bernstein-Vita einer bittersüßlichen Musicaldramaturgie.

Wenn Leonard Bernstein (Bradley Cooper) aus dem Bett aufwacht und schnurstracks von der Mansarde über Gänge direkt in die Carnegie Hall rennt, wo er als Ersatz des Ersatzdirigenten seinen Durchbruch feiern wird, bleibt die Kamera in Schwarzweiss erstmal auf den Knackarsch des liegbleibenden David Oppenheim (Matt Bomer) fokussiert, was weitere Fragen über die Vorliebe einer erotischen Körperlichkeit von Bernstein erübrigt. Die Ehe mit dem chilenischen Schauspielstar Felicia Montealegre (Carrey Mulligan) wird später, als die Filmfarbe rein formal nach der Hälfte eine Zeitenwende signalisiert, genau an dieser nicht unterdrückbaren Homosexualität Bernsteins – mit dem zigten, neuem Lover Tommy Cothran (Gideon Glick) – und der daraus erwachsenen und sich in eine Unerträglichkeit steigenden Eifersucht Felicias zerbrechen. Die Selbstverständlichkeit respektive Unvorsichtigkeit, diese Parallellieben vor den gemeinsamen Kindern zu verbergen und womöglich die Furcht vor den sozialen Folgen in den USA der frühen 1970er-Jahre veranlassen Felicia zum endgültigen Bruch: Nicht ohne zuvor symbolhaft und öffentlichkeitswirk-



sam voll bekleidet in den Pool zu springen, und sich protestschmollend unter Wasser hinzusetzen. Die Liebe indes, im Sinn eines eben emotionalen Lieblingsmenschen, lässt beide trotz allem nicht los und als Felicia krankheitsbedingt ihr Ende vor Augen sieht, steht Leonard ihr als fürsorglichster Gefährte zur Seite. «Maestro» folgt einer klassischen Musicaldramaturgie, ist also eine betont emotionalisierende Achterbahnfahrt, wobei auffallend wenig Musik gespielt wird, schon gar keine der Ohrwürmer aus Leonard Bernsteins Feder. Für Bernsteins vollständige Hingabe zur Musik indes findet der Film bildliche und verbale Entsprechungen in Fernsehinterviews, Nachwuchsstudiengängen und einer Dirigierszene, in der er sich bis zur Erschöpfung verausgibt. It's showbusiness sweetheart. *froh.*

«Maestro» spielt in den Kinos Alba, Capitol, Frame, Houdini.

Mäuschen

Blicke auf Vorbereitungen zu Feierlichkeiten einer mexikanischen Grossfamilie.

Die Kinderwarte von Sol (Naïma Senties) dient in «Tótem» dem Einstieg in einer primär atmosphärische Bildbeschreibung der vielen Detailgeschehnisse während eines von Aufregung geprägten langen Tages der Vorbereitung auf ein voraussichtlich letztes Geburtstagsfest eines Sterbenden, Sols Vater Tona (Mateo García Elizondo). Die Unbegreiflichkeit der tieferen Zusammenhänge, weshalb Tanten einander gegenseitig so schnippisch, giftig vorführen, welch finanzielle Nöte die vermutlich einst wohlhabende Familie heute dazu zwingt, die Haushälterin Cruz (Teresita Sánchez) regelrecht um eine Verlängerung ihrer heutigen Schicht anzuflehen, oder wie Alkoholismus, Ausflüchte einer anderslautenden Dringlichkeit und der soziale Zwang, trotz Unvermögen eine stattliche tapfere Figur abzugeben, die je ihre langjährige Vorgeschichte hat, erscheinen vor Kinderaugen in der Tat wie ein unzusammenhängender Ablauf von Sonderbarkeiten. Die Geschichte von «Tótem» wird also nicht im Zentrum des Films erzählt, sondern an dessen Peripherie. Die Kamera kriecht unter Tische, folgt einem fahlen Sonnenstrahl, malt ein Bild von ausgeprägt geduldigen Müttern,



die ihre Kleinkinder – neben Sol ist da noch Esther (Saori Gurza) – in Watte zu packen suchen, obschon ihnen im eigenen Innersten zum Heulen, wahlweise Schreien zumute wäre. Dauernd treffen weitere Gäste ein, die das eben erst mühsam erreichte neue Gleichgewicht wieder aus dem Lot zu bringen drohen. Es ist ein Spiessrutenlauf des Anständigbleibens in einer Ausnahmesituation. Offenbar hat Krebs eine innerfamiliär lange Vorgeschichte, die Erfahrungen mit den Folgen von Behandlungen respektive eben deren Verweigerung, wie Tona dies vorzieht, weckt in den Figuren Erinnerungen also Reflexe, wo es doch gilt, die Kinder nicht zu beunruhigen und den Sterbenden nicht zu belasten. Mit dem Blick eines Mäuschens zeichnet Lila Avilés eine Familienaufstellung, in der vieles nicht ausgesprochen wird. *froh.*

«Tótem» spielt im Kino Houdini.

Kinds<wohl>

Während der Papst seine Felle davonschwimmen sah, setzte er ein Machtexempel.

Vergegenwärtigt man sich, dass nur fünfzig Jahre später die Begründung von Papst Pius IX., weshalb der jüdische Knabe Edgardo Mortara (als Kind: Enea Sala, als Mann: Leonardo Maltese) seiner Familie entrissen, seiner Kultur entfremdet und in eine römisch-katholische Priesterkarriere gepresst werden «musste» – jede, auch eine heimliche Taufe gegen den eigenen Willen mache ihn zum «christo in eterno» – keinen Pflifferling mehr Wert war, wenn sich Jüd:innen per Konversion vor der Vernichtung der Nationalsozialisten retten wollten, wird die Anmassung in Marco Bellocchios «Rapito» erst kolossal. Pius IX. galt noch als König der Christen und sein bis dato umfassender Einfluss auf das sich gerade im Umbruch zum unabhängigen Nationalstaat befindli-



che Italien, ergo der Welt schwand in Windeseile dahin. Also musste ein Exempel der Macht her, auf Biegen und Brechen.

Dass Gehirnwäsche mittels Einbläuung von Dogmen und einer rigiden Abschottung funktioniert, ist nicht neu, und dem Film gemäss war Edgardo nur einer unter vielen Knaben, die vom römisch-katholischen Klerus in seinem Sinn zu rechtgebogen wurde. Nur dass seine Geschichte historisch durch mehrere Publikationen verbrieft ist. Anhand der gut vernetzten und einflussreichen Familie Mortara erläutert das Drehbuch, wie ausweglos jeder Ansatz zur Befreiung aus dieser Maschinerie war. Weder das Flehen der Mutter (Barbara Ronchi) noch die Mobilisierung sämtlicher Verbindungen zur katholischen und jüdischen Geistlichkeit durch den Vater (Fausto Russo Alesi) und schon gar nicht die öffentlichkeitswirksame Einmischung des jüdischen Weltkongresses auf der obersten nur denkbaren weltpolitischen Bühne vermochten irgend etwas gegen diese Kindsentführung auszurichten. Es wirkt vielmehr so, als ob gerade die Intensität der Gegenwehr die Haltung der Gegenseite umso mehr in eine totale Versteifung des Rechthabens nochmals befeuert habe. Ein kolossale und eindringliche Tragödie. *froh.*

«Rapito» spielt in den Kinos Frame, Movie.

Hessel und die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte

Samstag, 9. Dezember

8.30 SWR: «**Warum sich viele so hilflos fühlen.**» Britta Mersch zu Mobbing am Arbeitsplatz.

11.00 DLF: «**Frankreichs grosse Leere.**» Unterwegs auf der Diagonale du Vide. Niklas Mönch in der Reportage-Reihe Gesichter Europas. Von den Ardennen bis zum Atlantik zieht sich das klassische alte Agrarland, wechseln sich Ödnis und kulturelles Erbe ab. Da lässt sich erfahren, was sich in Frankreich politisch verändert hat. Menschen erzählen von Verzweiflung und Hoffnung in teils entvölkerten Landstrichen.

17.00 SWR: «**Zeitgenossen.**» Hannes Jaenicke, Schauspieler und Umweltaktivist. In einer ZDF-Reihe porträtiert er bedrohte Tierarten und zeigt Folgen des Klimawandels. Auch in seinen Krimis für die ARD spielen Umweltthemen eine wichtige Rolle. Und ein Buch von ihm trägt den netten Titel: «Wer der Herde folgt, sieht nur Ärsche.»

19.00 SWR: «**Nach Null.**» Nach einer Science-Fiction-Geschichte von Alfred Bester. 1980 produziert! New York, 1990: In den verlassenen Strassen begegnen sich zwei einsame Menschen. Linda hat sich am Central Park häuslich eingerichtet. Dort umgibt sie sich mit Luxusgütern der untergegangenen Welt und lädt Jim ein, dieses Leben mit ihr zu teilen. Aber die Scheinwelt hat keine Zukunft. Sie müssen erkennen, dass eine andere Spezies im Begriff ist, die Herrschaft über die Erde anzutreten...

20.00 DLF: «**Die Toten haben zu tun.**» Hörspiel von Mudar Alhaggi und Wael



Kadour. Aus dem Arabischen von Larissa Bender. Taha kommt 33-jährig als Flüchtling nach Deutschland. Er liess Familie und Freunde in Syrien zurück, ist mit Schuldgefühlen und Depressionen belastet. Doch der Anfang in der neuen Umgebung scheint ihm müheles zu gelingen, denn er trifft auf Mira, die ihm ein Zimmer anbietet und ihn auch sonst grosszügig unterstützt. Aber dann erkennt er die Hilfsbedürftigkeit, welche sich hinter Miras Hilfsbereitschaft verbirgt... Parallel bei SRF 2: «Weshalb Forellen in Rapperswil essen, wenn wir im Appenzellerland Speck haben können». Ein Hörstück von Ruedi Häusermann. 1995 mit Texten von Robert Walser gestaltet. Häusermanns Collage liefere «ein aussergewöhnliches Porträt des Dichters. Es geht um vergebliche Sehnsüchte, die Vergänglichkeit allen Lebens – aber auch um die Vorzüge eines guten Schweinebratens.»

21.00 SRF 2: «**Rundfunk als Hörkunst.**» Leonie Reineke in Musik unserer Zeit.

22.00 DLF: «**Wie ein knallbunter Bonbonladen.**» Die Musik des britischen Komponisten und Posaunisten Alex Paxton. Präsentiert von Leonie Reineke im Atelier neuer Musik. Parallel dazu bei SWR 2 von Odilo Clausnitzer in der Jazztime: «Bis zu den Sternen.» Space Jazz von Sun Ra bis Sebastian Gramss. Danach ist hier bis gegen 2 Uhr als Hörspiel-Reprise zu hören: «Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge» nach Rainer Maria Rilke.

23.00 DLF: «**Die Würde des Menschen.**» Eine Lange Nacht über Stéphane Hessel und die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Gestaltet von Hermann Vinke und Daniela Herzberg. Vor 75 Jahren wurde die Menschenrechtserklärung unterzeichnet, die als Antwort auf die ungeheuerlichen Verbrechen des Zweiten Weltkrieges gedacht war. Sie trägt vorab die Handschrift einer Frau: Eleanor Roosevelt (1884-1962), die Politikerin, Diplomatin und Witwe des US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt kämpfte bis zuletzt um jeden Satz. An ihrer Seite stand mit Stéphane Hessel (1917-2013) ein Deutsch-Franzose, Jude und Widerstandskämpfer. Später hat Hessel bis ins hohe Alter als Botschafter der Versöhnung und der Zuversicht vor allem auch junge Menschen inspiriert. Er steht im Mittelpunkt dieser dreistündigen Sendung. Siehe auch Tipp von Sonntag, 15 Uhr!

Sonntag, 10. Dezember

8.30 SRF 2: «**Von Yoga-Gurus zu Shiva und Frauenpower.**» Nicole Freudiger sichtet mit Mala Jeyakumar den Schweizer Hinduismus der letzten 40 Jahre. Gleichzeitig bei SWR 2: «Deutschland muss fit gemacht werden für die postmigrantische Gesellschaft.» Science Talk mit dem Migrationsforscher Marc Helbling.

9.00 DLF: «**Kalenderblatt.**» Vor 75 Jahren: Allgemeine Erklärung der Menschenrechte bei der UNO in New York.

9.30 DLF: «**Neue Zeiten, neue Schule.**» Essay von Mathias Geffrath. Was sollten Bürger und Bürgerinnen des 21. Jahrhunderts wissen? Nicht länger begrenzt die Natur unsere menschlichen Möglichkeiten, sondern der Mensch verändert, verformt und begrenzt alles Leben auf der Erde. Um es zu bewahren, müssen wir unser Wissen auf den Prüfstand stellen. Wie sähe eine Schule aus, die dem gerecht wird?

12.40 SRF 2: «**Musik für einen Gast.**» Samuel Herzog, Autor, Koch und Künstler.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Bastian Pastewka, Komiker.

14.00 SWR: «**Breathing Through Reality.**» Annäherung an Kaye Mortley, Radiomacherin. Feature von Dörte Fiedler. «Wie man nur mit Klängen und Stimmen die Welt abbilden kann, ist ihre Ausgangsfrage.»

15.00 SRF 2: «**Lemkins Gesetz.**» Zweitausstrahlung einer Passage-Sendung von Beate Ziegs. Hier steht Raphael Lemkin im Zentrum, auch «Vater der Völkermord-Konvention» genannt. Er kämpfte

um Gerechtigkeit für die Opfer staatlicher Gewalt, nachdem seine Eltern in Auschwitz umgebracht wurden. Die vor 75 Jahren von den Vereinten Nationen gebilligte Konvention gilt als sein Lebenswerk. Sie ist nach wie vor fragil... Siehe auch Tipp von Samstag, 23 Uhr!

18.00 SWR: «**Professor Bernhardt.**» Hörspiel nach einer Komödie von Arthur Schnitzler. 1966 produziert!



20.00 DLF: «**Vermaledeit seyst du.**» Zur Geschichte der Hatespeech. Feature von Christoph Spittler.

Montag, 11. Dezember

8.30 SWR: «**Ein Mikrobenjäger revolutioniert die Medizin.**» Andrea Lueg über Robert Koch. Anschliessend startet eine Musikstunden-Wochenserie mit Geschichten über einen wandelbaren Stoff: «Klingendes Holz.» Zweitsendung jeweils nach 23 Uhr.

14.00 SRF 1: «**Der eifersüchtige Bauchredner**» und andere Dramen aus dem täglichen Leben. Aberwitziges von Pierre Henri Cami. Produziert 1992!

15.00 SWR: «**Brigitte und Helmut.**» Nach Isolation Pflege daheim. Eckhard Rahlenbeck zur Alzheimerdemenz.

19.15 DLF: «**Andruck.**» Das Magazin für Politische Literatur. Immer montags um diese Zeit.

Dienstag, 12. Dezember

8.30 SWR: «**Wenn die Bergbaugrube zum Badensee wird.**» Streit ums Wasser. Achim Nuhr zu Auseinandersetzungen um die Hinterlassenschaften einstiger Kohlereviere.

15.00 SWR: «**Gefährlicher Alltag.**» Andreas Boueke über Richterinnen in Guatemala.

19.15 DLF: «**Ich will, dass die Welt davon erfährt.**» Berichte vom Hamas-Überfall am 7. Oktober. Feature von Jule Hoffmann und Johanna Behre.

20.00 DLF: «**Manhattan Transfer.**» Hörspiel-Serie nach dem Roman von John Dos Passos. Teil zwei.

Mittwoch, 13. Dezember

8.30 SWR: «**Notfallmedizin am Limit.**» Peggy Fuhrmann fragt, was gegen Überlastung hilft.

15.00 SWR: «**Solarpark statt grüner Lunge.**» Wenn Bürger Opfer bringen sollen. Natalie Putsche berichtet über ein Tauzie-

hen zwischen unvereinbaren berechtigten Interessen.

20.00 SRF 1: «**Welschland 2023.**» Carlos Henriquez liefert im Spasspartout einen mehr oder weniger persönlichen Jahresrückblick. Und bei SRF 2: «Zeitgenössisch, klassisch.» Benjamin Herzog über den E-Gitaristen Yaron Deutsch, der mit seinem Ensemble Nickel den Schweizer Musikpreis 2023 gewann. Danach ein Konzert mit dem Ensemble Nickel. Motto: «Radio Works.»

21.00 DLF: «**Doppelagent der Comedy.**» Die britisch-deutsche Erfolgsgeschichte des Christian Schulte-Loh.

Donnerstag, 14. Dezember

8.30 SWR: «**Mentale Buchführung.**» Beate Krol über unseren irrationalen Umgang mit Geld.

10.00 DLF: «**Kosmos Stadtbibliothek.**» Begegnungsort, Bildungsstätte, Wohn- und Arbeitszimmer mitten in der Stadt.

15.00 SWR: «**Powerfrau? Das Wort ist mir zuwider!**» Frauen Ü90 erzählen. Eva Wolk hat sie zu besonderen Lebensmomenten befragt.

20.00 SWR: «**Mali Blues goes West.**» Vieux Farka Touré, Salif Keita und Fatoumata Diawara in neuen Kombinationen. Präsentiert von Maria Reininger in MusikGlobal.

Freitag, 15. Dezember

8.30 SWR: «**Prediger der Gelassenheit.**» Gregor Papsch über Meister Eckhart.

10.00 DLF: «**Beschimpfen, beleidigen, angreifen.**» Die zunehmende Aggressivität in unserer Gesellschaft.

15.00 SWR: «**Ich widersetze mich!**» Renate Maurer porträtiert Pinar Sele, die türkische Soziologin und Menschenrechtlerin. Trotz aller Repressalien sprach sie Tabuthemen an und machte aus ihrer Parteinahme für die unterdrückte kurdische Bevölkerung kein Hehl. Dafür musste sie 1998 ins Gefängnis, wurde nach ihrer Freilassung weiter verfolgt und begab sich ins Exil.

20.00 DLF: «**Accounts and Accountability.**» Über den Markt für persönliche Geschichten. Feature von Jess Shane. Basis ist eine Produktion von BBC Radio 4. «Was wird aus deiner Geschichte, wenn ich sie erzähle?» Parallel bei SRF 1: «Mir war, als wär ich.» Ein humoriges Hörspiel von Michael Hasenfuss. Und bei SRF 2 dreht sich die Passage um Musik und Humor: «Lacht da wer?»

21.00 DLF: «**Legende des Buena Vista Social Club.**» Eliades Ochoa & Grupo Patria aus Kuba beim Rudolstadt Festival 2023.

DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. SWR/Südwestrundfunk 2 – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. Die allermeisten dieser Sendungen finden sich auch im Podcast-Angebot!

Bücher der Woche

Verehrung



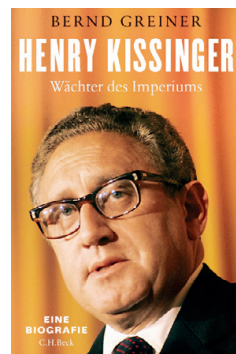
Letzte Woche starb Henry Kissinger in seinem 101. Lebensjahr. Er war einer der mächtigsten und auch der umstrittensten Politiker der USA, von seinen Verehrern auch Weltdiplomat genannt. Zu diesen gehört Wolfgang Seybold, der im Zusammenhang mit der Sicherheitskonferenz in München jeweils

ein Dinner organisierte, bei dem sich die wichtigsten Deutschen und Amerikaner trafen, unter ihnen auch Henry Kissinger. Was den deutschen Juristen bewog, eine kurze Biographie über seinen Freund Henry Kissinger zu schreiben, die eher einer Festrede als einer nüchternen Lebensbeschreibung gleicht. Im Vorwort erwähnt er, dass Deutschland zwei bedeutende Bürger mit Weltruf verlor, eben Kissinger und Albert Einstein, die beide den Nobelpreis erhielten. Beide mussten Deutschland verlassen, weil sie als Juden vertrieben wurden. Obwohl Kissinger als Amerikaner mit der Armee zurück nach Deutschland kam und seine ganze politische und akademische Karriere in den USA machte und vor allem unter Nixon seine mächtigste Zeit als Außenminister und Sicherheitsberater erlebte, blieb er Deutschland durchaus verbunden. Die kurze Biographie lässt seine bedeutendsten Stationen Revue passieren und befasst sich auch mit seinem Verhältnis zu den Frauen und schildert ihn als aktiven Pensionär. *kl.*

Wolfgang Seybold: **Henry Kissinger**. FBV 2023, 174 Seiten, 27,90 Franken.

Verriss

«Henry Kissinger ist ein Scheinriese, der immer kleiner wird, je näher man ihm kommt. Auf diesen Nenner lässt sich sein politisches Denken und Handeln bringen.» Mit diesen Sätzen auf dem Buchrücken wird für die Biographie von Bernd Greiner, «Henry Kissinger, Wächter des Imperiums» geworben. Die Biographie zeigt, dass Kissinger vor allem ein ungeheures Talent hatte, sich selber zu verkaufen, sich und anderen eine Bedeutung zuzuschreiben, die er objektiv nicht hatte, auch wenn er durchaus Einfluss besass. Ein Beispiel bringt der Autor in der Einleitung: Im Buch «Kernwaffen und Auswärtige Politik», mit dem er 1957 die Politik in Washington aufmischte, plädierte Kissinger dafür, dass ein begrenzter Einsatz von Atomwaffen möglich sei, ohne dass die Politik diesen Einsatz glücklicherweise je in die Praxis umsetzte. Der Biograph führt aus, dass es Kissinger nie gelang, den Machtzerfall der USA aufzuhalten, sondern nur deren Schein, dass er faktisch immer nur der Wächter war, der aber immer meinen liess, er sei der Entscheider und dem es, obwohl er nach



dem Ende von Nixon keine wirkliche Rolle mehr spielte, gelang, viele glauben zu lassen, dass er immer noch wichtige Hebel der Macht in der Hand halte. Ein ausgesprochen böses Buch, aber mit vielen Fakten zur Demaskierung. *kl.*

Bernd Greiner: **Henry Kissinger**. C.H. Beck Verlag 2020, 479 Seiten, 39,90 Franken.

Eigenes

Henry Kissinger schrieb viel und äusserte sich auch gerne zu grundlegenden Themen aus seiner Sicht. So auch in seinem 2022 erschienenen Buch «Staatskunst», in dem er anhand der Taten von sechs Staatsmännern des letzten Jahrhunderts (Konrad Adenauer, Charles de Gaulle, Richard Nixon, Anwar el-Sadat, Lee



Kuan Yew und Margaret Thatcher) Lektionen für dieses Jahrhundert ziehen will. Es ist durchaus kennzeichnend für ihn, dass er alle sechs persönlich kannte, mit ihnen zusammenarbeitete und/oder auch befreundet war. Anders kann man vor allem die Aufnahme von Richard Nixon

in diese Reihe schwer verstehen, da er in vielen wesentlichen Sachen eigentlich ein Beispiel dafür ist, wie man es nicht machen sollte. Das Merkmal dieser sechs Personen besteht laut Kissinger darin, dass sie «in dem endlosen Kampf zwischen dem Gewollten und dem Unausweichlichem begriffen haben, dass menschliches Handeln das, was unausweichlich scheint, unausweichlich macht». Dabei besteht die Kunst darin, dass sie dies als Staatsmänner erkannten oder als Propheten oder Visionäre handelten. Die im Vorwort ausgestellten Prinzipien hält er allerdings in den sechs Studien nur bedingt ein, sodass diese Porträts teils sehr allgemein werden. Nicht unbedingt falsch, aber oft so allgemein, dass nicht mehr viel gesagt wird. *kl.*

Henry Kissinger: **Staatskunst**. C. Bertelsmann 2022, 601 Seiten, 34,90 Franken.

Krimi der Woche



Die Profikiller:innen Violetta Morgenstern und Miguel Schlunegger sind wieder da und sorgen für Spannung, Abwechslung und witzige Unterhaltung. Noch immer sind die pensionierte Primarlehrerin und der junge Ex-Söldner auf der Flucht vor ihrem früheren Arbeitgeber, dem Tell-Ministerium.

Die Überlebenskünstler hausen in zwei ergatterten Bahnkühlwagen – natürlich mit gefälschten Papieren und der Hilfe eines Verbündeten –, generieren Aufträge via Darknet und gondeln in ihren Waggonen jeweils zum aktuellen Einsatzort. Ihre Zusammenarbeit wird geprägt von Loyalität und gegenseitigen Frotzelei-

en. Das Fluchtleben hat Tücken: So schneidet sich Violetta tief in den Finger, um die starke Blutung zu stillen, beschmiert sie die Wunde mit Schnellkleber – effizient, aber höllisch schmerzhaft.

Die Witwe eines erfolgreichen Journalisten, der mysteriös ermordet wurde, erteilt dem Killerduo den Auftrag, den Tod ihres Partners genauer zu untersuchen. Offiziell wurde der Tod von Max Zucker als Raubmord ad acta gelegt. Violetta und Miguel machen sich mit ihren kreativen und unkonventionellen Methoden an die Arbeit und finden heraus, dass der getötete Investigativjournalist sich einerseits durch Erpressung bereicherte. Andererseits aber entdeckte, dass sich ein Ereignis in der Weltgeschichte ganz anders als bisher angenommen zugetragen hatte. Um den Ursprung dieses Geschehens zu erklären, streut Autor Marcel Huwyler Zwischentexte aus dem Jahr 1937 ein. Die Rentnerin und der Ex-Legionär arbeiten zwar gut und effizient zusammen. Trotzdem schleicht sich mit der Zeit eine latente Brüchigkeit in ihre Beziehung ein,

das gegenseitige Vertrauen beginnt zu bröckeln. Miguel führt mit seiner Freundin eine Fernbeziehung und kann Leena nur einmal im Monat an einem «Oasenwochenende» treffen. Das genügt ihm auf Dauer nicht. Violetta trauert noch immer um ihren Liebsten und vermisst ihn immer mehr, sie hadert mit ihrem Altern und fängt an, sich um ihre Zukunft zu sorgen. Die Zufallsbekanntschaft in einem Café mit Rittmeyer bringt Violetta gegen ihren Willen zwar zum Lachen, wenn er sagt: «Bio ist nur etwas für junge Leute, in meinem Alter ist man auf jedes Konservierungsmittel angewiesen.» Bei Miguel und Violetta mehren sich Zweifel, Sorgen und Melancholie gegen Ende des Krimis. Den Schluss hier vorwegzunehmen, wäre schade, dabei bleibt so viel offen, dass eine Fortsetzung folgen muss – hoffentlich bald.

Marianne de Mestral

Marcel Huwyler: **Frau Morgenstern und der Abgrund**. Grafit Verlag 2023, 251 Seiten, 21,90 Franken.

Gemeinsinn

Die geglückte Flucht vor einem angriffigen Vogel Strauss verleitete den Comedian Charles Nguela zur Annahme seiner Unversehrbarkeit. Er bekennt sich zum Irrtum.

Es ist bigoscht nicht der einzige, der sich ihm offenbart hat, seit er seinen Kopf aus dem Sand genommen und begonnen hat, überirdisch den Alltag und die Welt nach Absonderlichkeiten abzugrasen. Gerade in den zurückliegenden Jahren, als sein Programm «R.E.S.P.E.C.T.» entstanden ist, drängten sich diesbezüglich zur Genüge Beispiele unaufgefordert ins Blickfeld und liessen seine Suche nach einem versöhnlichen Lebensmotto fürs Zwischenmenschliche zu einer Vollbeschäftigung erwachsen. Den drei Tiefpunkten des Fäkalhumors im Programm stehen glücklicherweise genauso viele regelrecht politische Erkenntnisse entgegen, die einer Versöhnlichkeit zusprechen. Wobei ihn genau genommen schon primär der Spaltpilz im gesellschaftlichen Miteinander interessiert, woran es sich pointenreich abarbeiten lässt. Die letztjährige Sommerente eines in freier Wildbahn gesichteten Löwen in Berlin bringt er mit der lautstarken Problematisierung von Migration in einen Zusammenhang und konstatiert, mit einer einzigen optimalpigmentierten Person, ergo einem Afrikaner im Einsatzteam, wäre die Finte lange vor einem aus-

gelösten Grosseinsatz erkannt worden. Als bekennender Flexitariar mit einer wachsenden Abneigung gegen Wildtiere im urbanen Raum, etwa Schwänen, die seine Freizeitgrillaktivitäten sabotieren, und einer familiären Verpflichtung zur Zugewandtheit mit veganen schwulen Zürhipstern, deren Restaurantvorschlag ihm bei der Rechnung die Leichenblässe ins Gesicht schiessen lässt, Schweissausbruch inklusive, findet er zuletzt einen Rank, die reale Absonderlichkeit der sehr viel teurer verkauften nachhaltig produzierten Nahrungsmittel in Supermärkten gegenüber Junk und Massenware als doch tendenziell gegenläufig zur zumindest oral verkündeten Absicht einer Besserung infrage zu stellen. Er plädiert dafür, vieles im Alltag mehr aus einer vereinfachenden Kinderperspektive anzusehen und diese Werte mit Respekt gegenüber Ander(sdenkend)en einzunehmen. Als Mittdreissiger mit einer ausgeprägten Fokussierung auf Mamas Rockzipfel und deren Verdikt über sein Handeln, liiert mit einer Lehrerin, die nicht nur seine Aussprache konstant korrigiert, sondern auch weiteren kleinbürgerlichen Marotten anhängt, durchpflügt er, als «optimalpigmentierte Person» täglich mit sogenanntem Fremdsein konfrontiert, unermüdlich den Humus von Spaltpilzen in der Absicht, diese trennenden Sporen allein mit einem Perspektivenwechsel in Keimlinge für das Wachstum eines friedfertigen Gemeinsinns zu verwandeln. *froh.* «R.E.S.P.E.C.T.», 5.12., Bernhardtheater, Zürich.



Verkannt



(Bild: Bernhard Fuchs)

Eine durch ausgesprochenen Liebreiz auffallende Frau muss gegenläufig zwingend mentale Defizite aufweisen. Ein Irrglaube, der sich als überaus hartnäckig erweist.

Natürlich titeln die Journallen nicht, was die gemeine Volksseele umtreibt und als Gerüchte die Grabesstille der sittsam aufgeräumten Urbanität aus den schmucken Gässchen vertreibt, aber als Hedy Lamarr (1914–2000) für ihre Erfindung des sogenannten Frequenzsprungverfahrens posthum feierlich in die «National Inventors Hall of Fame» aufgenommen wurde, war die Ungeheuerlichkeit nicht mehr bloss Geflüster. Eine ehemals als schönste Frau der Welt belabelte Hollywood-Schauspielerin mit einem spektakulären Männerverschleiss der prominenten Sorte kann doch nicht auch noch ein herausragend kluger Kopf gewesen sein. Lachhaft, findet das Schubert Theater Wien und inszeniert ihr Puppenspiel «Die Gesichter der Hedy Lamarr» als kindlich selbstversunkenes Vexierspiel mit cartoonhaften Effektklängen und entschieden zu einer sogenannten Scheusslichkeit tendierenden äussersten Hülle ihrer hand- und körpergrossen Puppen. Ein Auge blickt hierhin, das andere glubscht aus dem Grünen Kopf wohinanders, während Madame sich offenbar bereits vor hundert Jahren erfolgreich einen Panzer der schnip-

pischen Überheblichkeit zugelegt hat, mit dem sie die unwürdigsten Anfeindungen gen aussen abprallen zu lassen in der Lage zu sein scheint, in ihrem Innersten derweil wohl darunter leidet, vollkommen verkannt worden zu sein. Allerdings, so erzählt während des vergnüglichen Abends mit Soffi Povo und Markus-Peter Gössler, sind die wahrlichen Regungen hinter einer stets proper aufrechten Fassade von Hedy Lamarr nicht eben detailliert aktenkundig. Kai Anne Schuhmacher (auch Puppenbau) übersieht die Bühne mit (Kunst?)Pelzen, worauf sich lasziv räkeln wie sich vor dem Unbill der Zeitläufte als Jüdin in Zeiten des Nationalsozialismus in einem allein auf Konkurrenz ausgelegten Geschäftsmodell namens Hollywood in Schutz bringen lässt. Entgegen der Binse, ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert, kämpfte Lamarr ihrer Lebtag gegen das Bild ihres skandalträchtigen kometenhaften Aufstiegs in einer einschlägigen Filmszene, die zur damaligen Zeit als Ungeheuerlichkeit aufgefasst worden war, Frauen würden in der Sexualität genauso ein Bedürfnis nach Lust empfinden und wären derer gar fähig. Dass sie letztlich einfach ernst genommen werden wollte, klingt rückblickend fast schon banal. Angesichts der sie umschwärmenden Männer und deren offensichtlichen Unfähigkeit zur geschlechterübergreifenden Empathie, wars wohl vielmehr Ausdruck einer immanenten Dringlichkeit. *froh.* «Die Gesichter der Hedy Lamarr», 4.12., Ticino, Wädenswil.

Gehirnwäsche



(Bild: Konstantin Demeter)

Der Selbstoptimierung des Molekularbiologen Michael Malomen stehen Zwischenrufe von zweifelnd gegenläufigen Anstrengungen verpflichteten Wesenszügen im Weg.

Das Setting ist klar: Eine akademisch hochdekorierte Fachperson, vorzugsweise ein Mann, kündigt einen Fachvortrag über die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Frage der Überwindung der menschlichen Sterblichkeit an und das Publikum formiert sich um eine vorausseilend gebannte Ehrfurcht und lauscht andächtig. Egal, was er sagt. Nicht auszudenken, wenn gerade das letzte Faktum ursächlich Inspiration für eine clownesk-philosophische Hintertreibung der Grundannahme würde und ein schlaksiger Akrobat in kurzen Hosen darüber ins Straucheln und Stottern geriete und darüber eine veritabel schönschräge Show entwickelte. David Melendy ist eine Hälfte des Duos «Les Diptik» und präsentiert mit «Etcetera, etc.» erstmals ein Solo unter exakt diesen Vorzeichen. Eine hochnäsiger selbstgerecht arrogante Version seines Selbst schreitet zur Tat, doch bevor dieser Teil seines Seins beim Mikrophon anlangt, grätscht die menschen scheue, verunsicherte und wortsparame Fassung desselben Egos dazwischen. Ein Augenrollen, ein ungelinktes Hantieren mit den eigenen Extremitäten im

Austausch mit einem elektrischen Kabel, wahlweise einer Karotte oder allein einem imaginären Luftstrom, bringt jeden Professor zu Fall. Lachen würde jetzt die Neigung eines Publikums zur Schadenfreude beweisen, wird also angestrengt unterdrückt, bis es dann halt doch nicht anders geht. Weil Platzen auch das eigene Ende beschlüsse. Dann doch lieber Teil einer Pannenshow werden, die köstlich körperlich wie verbal vorexerziert, was bei der Erschaffung des perfekten, fehlerfreien und ewig lebenden menschenähnlichen Organismus so alles schief gehen muss, damit demgegenüber überhaupt noch so etwas wie ein unterhaltsames Interesse entstehen kann. Ohne wäre das Innenleben der eigenen Rübe auch bloss eine Karotte. Ergo jeglicher Neuverknüpfung von Synapsen abhold, was in der Selbstreflexion als Ausdruck eigener Unzulänglichkeit erkennbar, also zwingend umgangen werden müsste. Mitdenken und sich derweil mental im Mindesten so eloquent elastisch anstellen, wie dies der Erklärversucher im Scheinwerferlicht für alle augenscheinlich vorturnt. Was jetzt wie wirklich als springender Punkt dieses Programms angesehen werden will, erschliesst sich durch dessen raffiniert verschlungene Komplexität und das Überbandedenken darin portionenweise auf dem Nachhauseweg und in den Tagen danach. Denksport ist auch Gehirnwäsche, aber von einer reinigenden Wirkung einer Vorurteils-Resettaste. *froh.*

«Etcetera, etc.», 30.11., Kellertheater, Winterthur.

Glaspumps

Wer mit einer so überbordend satirischen Fantasie gesegnet ist wie Anna Mateur, benötigt überhaupt keine hollywoodesk crèmefarbig idyllisierten Märchenwelten mehr.

Üblicherweise würde sie auf Bühnen wie der im Friedrichspalast durch einen Krokodilgraben vor ihrem Publikum geschützt auftreten und könnte dann als Hybrid zwischen Disney-Aschenputtel in Glaspumps und sozialistischem Monument mit Taubendreck am Revers vom ersten Augenblick an Eindruck schinden. In diesem Kartontheater Ticino – notabene ihrem einzigen Schweizer Auftritt mit dem Programm «Ich fang erst an, wenns groovt» – hingegen würde sie so noch nicht mal durch die Tür passen. Also ermahnt sie sich und ihre beiden Dings, also Gitarristen zu Demut und Bescheidenheit und startet mit dem der publikumsseitig freudigen Erwartung entsprechenden Song «political satirical» in den Abend. Lang hält sie die Harmoniesauce allerdings nicht durch und beginnt mit einem aus der ersten Reihe geliehenen Smartphone ihre erste Breitseite gegen die grasierende «Influencerpest» und besingt die Badewanne, die Zahnbürste und ermöglicht einen sinnbildlich höchstintimen Einblick dorthin, wo die Sonne nie hinscheint. Jetzt ist das Publikum aufgekratzt, also kann sie über die Gehässigkeit, die ihrer

Heimatstadt Dresden landläufig recht unbedacht entgegenschwappt, lästern und verdeutlicht, weshalb allein in der politischen Unkorrektheit noch ein Ausweg zu suchen sei. Denn mit ihrem Motto «Dicke gegen Rechts» hätte sie mit nur ein paar Mitstreiter:innen dermassen gewichtige Pfunde, mit denen sie wuchern könnten, dass bei aktiver Gegenwehr jeder Schreihalsdemo die Luft schon rein physikalisch ausginge. Aber auch für Mindergewichtige also Muskulöse bis Magere hat sie einen Tipp: Mit Dadaismus gegen Dumpfheit. Einfach mal statt der üblicherweise erwartbaren Entgegnungen mit einem komplett sinnbefreiten verbalen Einwurf kontern und die Schlafschafufer:innen verlören augenblicklich die Fähigkeit, die Konsonanten für ihr Blöken nur schon zu bilden. Den Gläubigen und den vorbehaltlichen Imitator:innen derselben ruft sie in Erinnerung, dass allein ein zum Verzehr geeigneter Chocolate-Jesus sie dazu ermuntern könnte, deren Menschheitsidyllvorstellung wenigstens begrenzt auf eine Sache ausnahmsweise nachzubeten. Für Anna Mateur – an den Gitarren zupfen und schlagen Samuel Halscheidt und Kim Efert – beginnt der Radius im Bauch und davon hat sie sichtlich ausreichend, wie sie kokett vorführt. Ebenso wie ihre umfassende literarische Bildung (als Stichwortlieferant), ihre Erfahrung in Musikerliebschaften (rät sie ab) und ihr ausdrucksstänzerisches Können (Tod der Glaspumps). *froh.* «Ich fang erst an, wenns groovt», 1.12., Theater Ticino, Wädenswil.



(Bild: Bernhard Fuchs)

Die schöne Kunst des Swipens

In den vergangenen 30 Jahren hat sich das Kennenlernen von Menschen zwecks paarweiser Aktivitäten stark verändert. Zwar können wir einander immer noch in einer Bar oder an einem Fest anflirten, bei der Arbeit oder durch die Hand einer Heiratsvermittlerin kennenlernen, doch die Online-Angebote – von den Chaträumen der 90er- und 00er-Jahre über Inseratmärkte und «klassische» Partnervermittlungsplattformen bis zur Wisch-App – haben quasi ein neues Dating-Universum erschlossen.

Aber nicht nur die technischen Möglichkeiten haben sich verändert, sondern auch die Selbstwahrnehmung der Partnersuchenden und ihre Wünsche in Bezug auf das künftige Gspusi; die Partnersuche ist quasi ein Spiegel der Gesellschaft, oder doch zumindest ein Spiegel der Vorstellungen der Gesellschaft, was einen attraktiven Menschen ausmache. Noch in meiner Jugend wurden in den damals üblichen Kleinanzeigen Eigenschaften wie Wohl- und Anstand hervorgehoben; der gut situierte Mann suchte eine bescheidene, arbeitsame und reinliche Frau – und umgekehrt. Schaut man sich heute die Profile in Dating-Portalen an, dominieren Werte wie Individualität und Selbstverwirklichung. Viele Profile ähneln sich: ein Bild in Jeans und T-Shirt, eins im Abendkleid respektive im Anzug, eins mit dem Mountainbike, eins in den Ferien am Strand oder beim Skifah-

ren, Fitnessbilder ohne Ende. Katze oder Hund, Dirndl oder Rockerbrautoutfit, Töff oder Auto schärfen die individuelle Persönlichkeit. Man präsentiert sich weltoffen und -gewandt, und vor allem: NICHT bünzlig. Viele schreiben etwas von Pferdediebstahl, allgegenwärtig ist der Spruch «Träume nicht dein Leben, lebe deinen Traum».

Und dann wäre da noch der «Rucksack». In meinem fortgeschrittenen Alterssegment wünschen sich anscheinend die meisten Frauen einen Partner ohne solchen. (Über die Wünsche von Männern und Angehörigen weiterer Geschlechter kann ich mangels Erfahrung nicht kompetent Auskunft geben.) Einen Partner also, der

Wer in meinem Alter glaubt, keinen «Rucksack» mitzutragen, will sich vor allem nicht damit befassen.

mit seinem früheren Leben total im Reinen ist, insbesondere mit seiner Ex-Partnerin, seinen Kindern usw. Meine Erfahrung ist aber, dass man sein bisheriges Leben überall hin mitnimmt. Wer in meinem Alter glaubt, keinen «Rucksack» mitzutragen, will sich vor allem nicht damit befassen.

Die Gefahr, dass irgendwann ein «vergräbener Hund» auftaucht, eine nicht verarbeitete Geschichte die Beziehung belastet, dürfte deshalb ausgerechnet bei jenen am meisten drohen, die behaupten, ohne «Rucksack» zu sein. Mir jedenfalls ist eine Frau lieber, die sich mit mir über ihre Ängste, Verletzungen und Mödeli austauscht, als eine, die glaubt, keine zu haben.

Wäre ich ein Dating-Coach, dann würde ich Ihnen also Folgendes mit auf den Weg geben: Seien Sie ehrlich mit sich selbst. Bevor Sie anfangen, überlegen Sie sich, wer Sie sind und was Sie wollen. Dann machen Sie ein aussagekräftiges Profil und zeigen Sie darin das, was Sie von anderen unterscheidet, und nicht das, was alle anderen auch zeigen, weil es gerade hip ist. Und wenn Sie schon keine eigenen Ideen haben, schreiben Sie statt langweiliger Lebensweisheiten («Träume nicht...») lieber etwas Witziges ab, wie etwa: «Ich wollte eigentlich zu Elitepartner, aber die nehmen nur Singles mit Niveau.»



Markus Ernst

Reklame



Bitte ausfüllen und
einsenden an:
P.S. Verlag, Hohlstrasse 216,
8004 Zürich oder
aboservice@pszeitung.ch

Ich bestelle

- Probeabo 5 Wochen kostenlos
- Jahresabo für 230 Franken
- Gönner:innenabo ab 300 Franken
- Abo für Menschen mit wenig Geld, 100 Franken

Name / Vorname

Strasse / Postfach

PLZ / Ort
